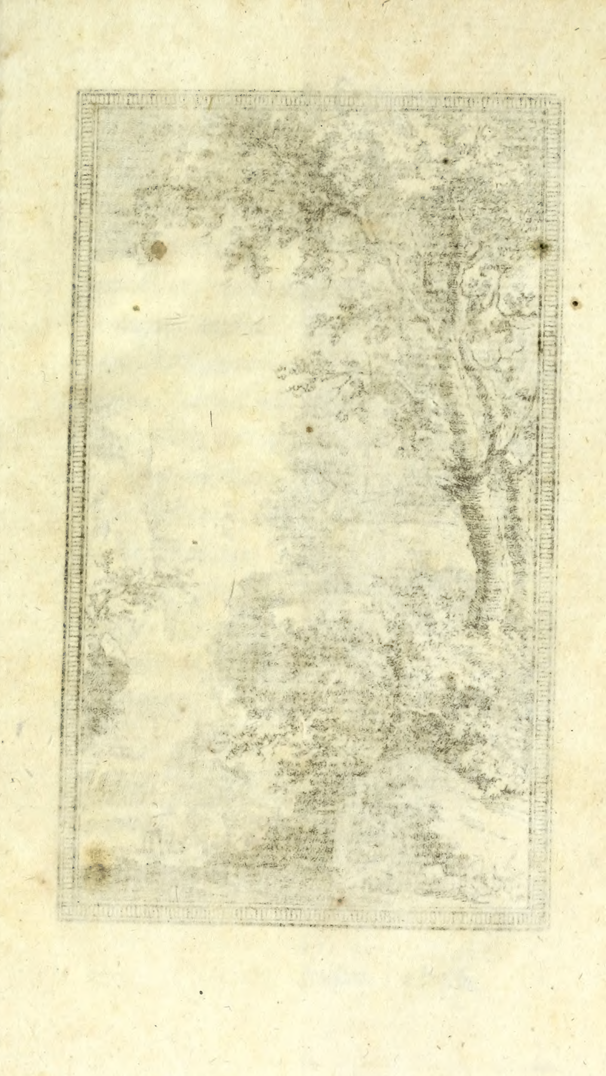








Briefe
die
Schweiz
betreffend

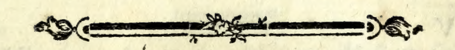
von

C. C. L. Hirschfeld.

Neue und vermehrte Ausgabe.



Leipzig,
bey Siegfried Lebrecht Crusius. 1776.



Vorbericht.

Ein großer Theil dieser Bemerkungen ist vor einigen Jahren unter einem fast gleichen Titel, aber ohne Namen des Verfassers, den man jedoch bald öffentlich nante, bekant gemacht worden. Weil damals die Fortsezung, verschiedener Hindernisse wegen, verzögert und endlich ganz unterbrochen ward; so erscheint hier nun das, was in gewisser Betrachtung die Schrift zu einer fast neuen und mehr volständigen in dieser Art machen kan. Die vorzügliche Annehmlichkeit der Schweiz, und die Vorstellung des Nuzens, den diese Samlung von Bemerkungen vielleicht noch haben möchte, haben den Verfasser nicht weniger zur Vollendung dieser Arbeit aufgemuntert, als der Beifal von einem Theil unsers Publikums und von verschiedenen angesehenen Kunstrichtern.

Zwo nachher herausgekommene Schriften: Lettres de M. Chevalier de Boufflers pendant son Voyage en Suisse, 8. 1773. und Voyage pittoresque aux Glacieres de Savoye p. M. B. Geneve 1773. haben die gegenwärtige Beschreibung nicht entbehrlich gemacht.

Diese Schrift ist zunächst durch eine Reise nach der Schweiz mit dem Prinzen von Holstein-Gottorp und durch einen Aufenthalt von zwei Jahren (1765 — 1767) in diesem Lande veranlaßt worden. Weil der Verfasser sie in einem Alter, das nicht weit über zwanzig Jahre hinausgerückt war, aufgesetzt hat, so ist sie auch nur bestimt, um jungen Reisenden eine vorläufige Kentnis beizubringen und ihnen die verschiedenen Vorwürfe anzuzeigen, die ihrer Aufmerksamkeit würdig scheinen können. Für diese Klasse von Lesern ist hier geschrieben; daher wird ihm kein Vorwurf darüber

über gemacht werden können, daß er sich oft zu Kleinigkeiten herabgelassen und manches Bekante wiederholt hat. Jenes erhält zuweilen durch den Reiz des Seltenen oder des Anmuthigen einen Werth; und dieses ist in geographischen, historischen und politischen Beschreibungen unvermeidlich. Man wird bei dieser Gattung von Schriften noch immer viele Leser haben, denen man nichts Neues sagen kan, und das ganze Verdienst des Schriftstellers schränkt sich auf die Auswahl der Materien und auf ihre Einkleidung ein.

Man wird indessen hier viel Wichtiges, was die Schweiz angeht, und was man sonst nur zerstreut (und oft mit Unrichtigkeiten und Märchen vermischt) antrift, beisammen finden; dabei auch eigene Beobachtungen des Verfassers nicht vermissen und auf manche Materien geleitet werden, die noch von keinem beschrieben worden.

zwar nicht alle Merkwürdigkeiten des Landes sind hier angeführt. Das Publikum kan nicht verlangen, daß ein Reisender alles gesehen. Was es mit Recht verlangen kan, ist dieses, daß er das, was er gesehen, recht gesehen, und es berichte, wie er es gesehen. Ueberdieß hatte der Verfasser nicht den Vortheil, als Herr seiner Zeit und zu seinem Vergnügen dahin zu reisen, wohin er wünschte, sondern war fast immer durch anhaltende Geschäfte eingeschränkt. Was er indessen nicht mit eigenen Augen betrachten konte, davon hat er sich theils durch den Umgang mit verständigen Personen, theils durch den Gebrauch der glaubwürdigsten Schriftsteller der Nation zu unterrichten gesucht. Wenn einige Punkte nur leicht berührt sind, so wird doch vielleicht dadurch die Aufmerksamkeit des Reisenden zur Begierde nach nähern Kentnissen gereitzt werden können.

Bei

Bei dieser Ausgabe ist zuförderst der vormalige Auszug aus Gruners Beschreibung der Eisgebirge weggelassen, welche jeder Reisende, der die Schweizeralpen besucht, nicht entbehren kan und lieber in dem volständigen Werke lesen wird. In Ansehung der Alpen ist nur die Reise beibehalten, die der Verfasser selbst nach dem merkwürdigen Grindelwald angestelt hat. Sodann ist der Rest von Beobachtungen und Nachrichten hinzugekommen, der ehemals zur Ergänzung dieser Schrift bestimt war, und zwar so, wie er an dem Orte des Aufenthalts in der Schweiz selbst gesammelt und berichtigt worden. Ohne Zweifel hätten noch viele Erweiterungen und nähere Aufklärungen hinzugefügt werden können. Aber dis in der Entfernung erst zu thun, ist manchen Unbequemlichkeiten und selbst manchen Irrungen ausgesetzt. Ausser-

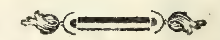
dem verliehrt eine Reisebeschreibung in mancher andern Betrachtung noch sehr viel, wenn sie ganz von neuen umgearbeitet und ergänzt werden sol, zu einer Zeit, wo die Lebhaftigkeit der ersten Eindrücke schon mehr geschwächt ist, und die trägere Zurückerinnerung die schnelle Ueberzeugung des Anschauens vergebens zu erreichen sucht.

Noch eine Erinnerung kan der Verfasser nicht übergehen. Er hat zuweilen ein Urtheil über den Charakter der heutigen Schweizer gefält. Er weiß wohl, wie mislich es überhaupt ist, eine Nation zu charakterisiren; er hat also nur einzelne Züge hingeworfen. Er kan geirt haben; aber das weis er, daß er nirgends die Sitten und den Charakter der Schweizer in einem andern Lichte vorgestelt hat, als worin er sie würklich zu sehen glaubte, und daß er weit entfernt gewesen ist, durch

irgend eine Behauptung zu beleidigen. Und wie könte er auch wohl beleidigen wollen, er, der in der Freundschaft und dem gütigen Betragen des Theils, mit dem er Bekantschaft und Umgang gehabt, so viel Gutes und so viel Vergnügen genossen hat, daß er nicht anders als mit den wärmsten Empfindungen noch oft an jene Tage zurückdenken kan. Er mus gestehen, daß er eher von einem Vorurtheil für die Schweizer, als von einem gegen sie, eingenommen sein könte. Was er auch zu ihrem Vortheil vielleicht zu viel gesagt haben mögte, das mögen andere entscheiden und die nöthigen Einschränkungen hinzusetzen. Von sich kan er es nicht gewinnen, ein Urtheil, es sei günstig oder ungünstig, abzuändern, das er noch immer für richtig hält.

Man hat in der vorigen Ostermesse Briefe aus der Schweiz nach Hannover

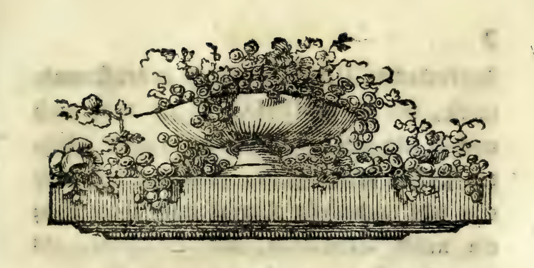
angekündigt. Vermuthlich ist dis eine Samlung der Briefe, die ehemals im Hannöverschen Magazin gestanden und deren Verfasser der Herr Apotheker Andreä in Hannover sein sol. Ist diese Vermuthung gegründet, so macht der Verfasser dieser Briefe es sich zu einer angenehmen Pflicht, jene Briefe schon vorläufig seinen Lesern sehr zu empfehlen. Beide Samlungen können ganz wohl neben einander bestehen, zumal da ihre Verfasser nicht einerlei Absicht und Plan haben.



Inhalt.

8. Br.

Grin-



I.

Wie sehr bin ich Ihnen nicht für Ihr gütiges Andenken, noch mehr für die Versicherungen Ihrer Freundschaft, verbunden! Gewis, diese edle und gefühlvolle Sprache, die Sie in Ihren Briefen mit mir reden, und die ungesuchten Ausdrücke, denen man es gleich ansieht, daß sie Ausdrücke der reinsten Empfindungen sind, stellen mir Ihr ganzes liebenswürdiges Bild wieder vor, das ich, seitdem ich Sie nicht mehr sehe, täglich in Gedanken umarme. Glauben Sie, liebster Freund, mein ganzes Herz zerfließt in dem süßesten Vergnügen, so oft Sie mich versichern, daß Sie mich lieben; und wenn ich gleich weiß, daß Sie mich lieben, so freue ich mich doch immer bey jeder neuen Versicherung, weil Sie mir die Güte und die sanfte Freundschaft Ihres Herzens immer auf eine reizende

Art entdecken. Ueberdies geht es in der Freundschaft, wie in der Liebe. Wenn man auch noch so sehr von den Gesinnungen einer geliebten Person überzeugt ist, so bringt uns doch eine jede wiederholte Versicherung ihrer Liebe ein neues Vergnügen, und es scheint, als wenn das Herz dadurch eine gewisse Nahrung für die Empfindungen erhielte. Ihre Briefe, die lauter Freundschaft athmen, und worin ich Sie nie verkennen kann, sind meine angenehmsten Unterhaltungen, seit dem ich von Ihrer Seite getrennet bin, und sie und die Hofnung, Sie künftigen Frühling wieder zu sehen, mindern mir den Verlust Ihres Umganges, der mir sonst unerträglich seyn würde. Glücklicher und unvergeslicher Sommer, den ich bey Ihnen auf Ihrem Landgute zugebracht! Wie angenehm ist er mir verflossen! Ich weiß mich kaum zu erinnern, daß ich jemals die Annehmlichkeiten der schönen Jahrszeit mit so viel Heiterkeit, und so viel süßer Zufriedenheit genossen hätte, als bey Ihnen. Dies habe ich Ihrer Freundschaft zu danken, die mir die Anmuth der reizenden Monathe so sehr erhöhet hat, daß ihre Eindrücke in

mein

mein Herz so lebhaft geworden sind. Aber auch Ihr feiner Geschmack, das Unterhaltende Ihres Umganges, der immer gefälliger und unentbehrlich wird, wenn man ihn einmahl genossen hat, Ihre ausgesuchte Bibliothek, und die anmuthige Lage Ihres Landsitzes, den Natur und Kunst zu schmücken bemühet waren, haben einen nicht geringern Antheil an dem Vergnügen, womit ich jetzt an Sie zurückdenke. Auch der Winter würde mir in Ihrer Gesellschaft ein halber Frühling seyn, wenn meine Geschäfte, die mich in die Stadt zurückrufen, es mir nicht so neidisch untersagten, ihn bey Ihnen zuzubringen. Allein das Schicksal sol nicht ganz seinen Willen haben. Oft werden Sie mir schreiben und oft will ich Ihnen antworten; und so wollen wir uns mitten unter aller Rauhigkeit der Natur vergnügen. Ich wenigstens werde Sturm und Regen, und Schnee und Frost vergessen, indem ich an Sie denke, oder Ihre Briefe lese, oder an Sie schreibe. Und dies, liebster Freund, machen Sie mir durch einen neuen Grund zu einer Pflicht, da Sie mir selbst den Stoff unserer Briefe angeben. Also haben

Sie noch nicht die kleinen Beschreibungen vergessen, die ich Ihnen oft beim Spatziergang von der Schweiz machte, nach den Enthusiasmus, womit ich zuweilen von den Schönheiten dieses Landes sprach? Also haben Sie sich entschlossen, künftigen Frühling eine Reise in die Nachbarschaft der Alpen zu thun? Und dies vielleicht meistens auf meine Empfehlung? Diese Würkung hätte ich nie den zufälligen Erzählungen zugetrauet, worin ich oft, durch die Annehmlichkeiten der Gegenden um Ihr Landgut begeistert, gerieth. Sie verlangen jetzt die Anmerkungen, die ich bey meiner neulichen Reise nach der Schweiz gesamlet habe, in einem ausführlichern Abriß, als ich sie Ihnen durch eine mündliche Erzählung mittheilen konnte, und ich sol sie zu einem Inhalt der Briefe machen, die diesen Winter zwischen uns verabredet sind. Gerne gehorche ich Ihnen, Freund, und Sie sollen alles wissen, was ich mir merkwürdiges angestrichen habe, ob ich gleich glaube, daß das, was ich Ihnen von einer Zeit zur andern schreiben werde, nicht allemal das Gepräge des Neuen und des Wichtigen an sich tragen wird. Indessen wird

Ihnen

Ihnen vielleicht manches eine neue Aussicht in die Beschaffenheit des Landes, und in den Charakter der Nation geben können; und vielleicht lassen sich aus den zerstreuten Anmerkungen, womit ich meine Briefe an Sie füllen werde, einige Beobachtungen herausziehen, die unter uns noch nicht sehr gewöhnlich sind. Wenigstens ist es gewiß, daß wir in Deutschland entweder zu unvolständige Begriffe von einer Nation, die so nahe mit der unsrigen verwandt ist, und die in der alten Geschichte so sehr glänzt, oder doch zum Theil viele unrichtige Meinungen haben. Sie werden, wenn Sie künftigen Sommer die Schweiz sehen, und diese Briefe des Aufbewahrens werth halten werden, am besten urtheilen können, ob ich bei meinem Aufenthalte in diesem Lande aufmerksam genug gewesen sey und jezt unpartheiisch denke. In meinem nächsten Briefe wollen wir in der Schweiz seyn. Leben Sie wohl.

2.

Nichts kan anmuthiger sein, als die Reise von Strasburg nach Basel. Zwar ist das Land sehr eben: aber daher hat ein Rei-

sender auch immer auf allen Seiten den schön-
sten Anblick der kleinen Städte und Festungen,
die überal im Elsaß zerstreut liegen; auf der
einen Seite der Straße rauschet der majestä-
tische Rhein herunter, und auf der andern hat
man über die fruchtbarsten Felder eine Aussicht
in Berge, welche den Gesichtskreiß begränzen.
Bekant genug, aber nie genug zu rühmen ist
die Bequemlichkeit der Wege in Elsaß, die die
Geschwindigkeit der Reisen so sehr befördert;
man solte glauben, daß solche gemeinnützige
Veranstaltungen zur Verbesserung der Straßen
schon längst die Nacheiferung der Obrigkeiten
und Landesfürsten in allen Provinzen von
Deutschland erweckt hätten, aber bisher haben
Einheimische und Ausländer sich in den mei-
sten Gegenden bei uns noch sehr über den Man-
gel derselben zu beschweren, und ich weiß, daß
viele fremde Reisende dadurch abgeschreckt wor-
den, in manche Distrikte zu kommen. Man
muß es immer als ein Merkmal einer aufmerk-
samen und klugen Regierung ansehen, wenn
man die öffentlichen Straßen sowohl für den
Landeseinwohner, als für den reisenden Frem-
den bequem eingerichtet sieht. Die Reise von

Stras-

Strasburg nach Basel macht man ganz leicht in einem Tage. Je mehr man sich diesem letztern Orte nähert, desto mehr gewinnt man den reizenden Anblick der Schweizerberge, obgleich Basel, gegen die übrige Schweiz betrachtet, noch sehr in der Tiefe liegt. Die Stadt wird vom Rhein durchschnitten, der hier einen starken reißenden Strom hat. Die Einwohner haben in ihren Sitten noch mehr von der deutschen Manier, als man in den andern Städten findet; aber das fröliche und gefällige Wesen der angränzenden Elsaßer scheint sich hier schon in mehr Ernst und Steifigkeit zu verlieren.

Hier scheint der Handel in der Schweiz am glücklichsten zu blühen, und er wird sehr durch die Lage der Stadt unterstützt; die Einwohner haben ihm ihren Reichthum zu danken, und er steht in einem größern Ansehen, als in andern Cantons. Selbst Mitglieder der Regierung wenden die Zeit, die ihnen von den Geschäften des Staats übrig bleibt, auf die Besorgung ihres Handels, und eine solche Beschäftigung würde man in Bern für die Würde eines Rathsherrn schon erniedrigend halten. Ob der Geist des Handels sich mit

einer republikanischen Verfassung vertrage, diese Frage, deucht mich, ist leicht zu bejahen, wenn gleich ältere Republiken durch ihre Einrichtungen das Gegentheil zu beweisen scheinen. Da der auswärtige Handel Städte und Staaten mit andern in Verbindung setzt, so befürchteten zwar einige Gesetzgeber, und vornehmlich Lycurgus, von dem Umgang und der Bekanntschaft mit Fremden einen schädlichen Einfluß auf die Sitten der Bürger, oder sie waren zu eifersüchtig oder vorsichtig, als daß sie fremden Augen einen Blick in ihre politischen Verfassungen verstatten wolten. Und noch scheint das letztere ein Grundsatz der Berner Regierung zu seyn, indem sie bei der vortreflichsten Lage zum Handel den Handel selbst wenig achtet, und nicht gerne die Verbindung sieht, die Folgen von ihm sind: Allein bey einem einmal wohl eingerichteten Staate fallen auch die Ursachen der Befürchtung nachtheiliger Folgen des Handels weg, die man in ältern Zeiten oft mit Recht hatte. Eben so wenig darf man von dem Handel die Entvölkerung befürchten, indem die Stellen der Ausgehenden gemeiniglich wieder durch Eingehende besetzt werden.

Allein

Allein einem Staate, wie die Schweiz, ist mehr an seinen eigenen Kindern, als an Fremden gelegen, und bey seiner jetzigen Einrichtung ist es ihm nicht gleich viel, wie der Abgang ersetzt werde. Aus diesem Gesichtspunkte, glaube ich, sieht man besonders in Bern den Handel an; und ich finde nicht, was man gegen eine Regierungsmaxime, aus solchen Gründen hergeleitet, erinnern könne. Ohne Zweifel aber ist dem Handel zuzuschreiben, daß sich in Basel mehr Fremde befinden, besonders Deutsche und Elsaßer; welches man in andern Cantons, Schafhausen ausgenommen, nicht wahrnimt. Vielleicht rührt es auch daher, daß die Sorge für den Landbau hier nicht so ausgebreitet ist, als in andern Gegenden der Schweiz, wo die Neigung zur Landökonomie fast zu einem herschenden Geschmack geworden ist. Nichts destoweniger findet man hier viele einsichtsvolle Männer, die mit den Staatswissenschaften viele feine Kentnisse des Landbaues und der Naturlehre verbinden.

Ein entzückender Anblick ist es, wenn man bey Basel in die Schweiz eintrit. Zwar sieht man hier noch keine hohen Gebirge, wie

in andern Gegenden, aber fruchtbare Hügel und Thäler erscheinen in einem angenehmen Gemische, und ich kan Ihnen nicht beschreiben, was für süße Empfindungen sich bey dem Eintrit in dieses Land auf einmal meines Herzens bemächtigten. Es war in dem angenehmsten Monathe, im Anfange des Junius, und die Heuerndte war schon angefangen. Die natürliche Schönheit des Landes, die vortheilhaften Ideen, die ich mir theils aus der Geschichte, theils aus den Poesien seiner neuen Dichter von demselben schon gebildet hatte, die Milde der Jahreszeit, und die Heiterkeit der Witterung, die Menge der anmuthigen Dörfer, und der zerstreuten Landhütten, das frohe Gewühl der Erndte, wo überal zur Seite des Weges in den Wiesen und an den Hügeln Landleute beiderley Geschlechts emsig waren, und bey ihrer Arbeit ihre Lieder sangen, und manches blühende Mädgen, so reizend wie eine Grazie, das uns beim Vorüberfahren auf eine gefällige Art grüßte, dieses alles vereinigte sich, uns bei unsrer Ankunft schon das lebhafteste Vergnügen mitzutheilen. Ich erinnerte mich an die Alpen des Herrn von Haller, und fühlte

die Schönheit dieses Gedichts gedoppelt; ich dachte, und laß, und verglich, und so wie eine Reise nach der Schweiz der beste Commentar über dieses Gedicht ist, so stellten sich alle Gemälde von der Ruhe und dem Glück des Landmannes meinem Geiste noch reizender vor, und die Entzückungen der Einbildungskraft, die sich an so vielen arcadischen Bildern weidete, vermehrte das Vergnügen, das uns der gegenwärtige Anblick verschafte.

3.

Unter solchen frölichen Empfindungen setzten wir unsre Reise von Basel nach Solothurn fort. Die Wege gehen bergauf, und man merkt ganz offenbar die Höhe, die man immer mehr erreicht. Die Straßen sind hier, wie in den meisten Gegenden der Schweiz, eben, breit und sicher, und man muß die Sorgfalt loben, welche man darauf wendet, um die Wege bequem zu erhalten, oder zu machen. Ohne solche vortrefliche Anstalten würden die Reisen in diesem gebirgigten und felsigten Lande weit gefährlicher und beschwerlicher sein. Fast überal sind die Wege mit Fruchtbäumen be-

setzt,

setzt, welches die Anmuth der Reise erhöhet, und man gewinnt eine immer schönere Aussicht, je weiter man kömmt. Das Land ist in diesen Revieren schön angebauet, aber doch nicht so sehr, als im Berner Gebiete; überhaupt aber merkt man in Ansehung des Ackerbaues einen grossen Unterschied, wenn man aus einem reformirten Canton in einen katholischen kommt; in diesem leztern ist das Land lange nicht so fleißig bebaut, woran die vielen Festtage Ursach zu sein scheinen. Oft aber ist die Natur einiger Gegenden, die aller Bemühung der Kunst und des Fleisses widersteht, selbst Schuld, daß sie nicht fruchtbar gemacht und angebauet werden können, und dieses trift man sehr häufig in der Schweiz an. So finden sich schon auf der Straße nach Solothurn viele rauhe felsigte Berge, die die Natur aufgeworfen zu haben scheint, um dem Reisenden einen auf eine furchtbare Art ergözenden Anblick zu geben. Auf einigen Anhöhen zeigen sich verfallene Schlösser, die in alten kriegerischen Zeiten erbauet wurden, jezt aber meistens in ihren Ruinen liegen, nur daß einige noch von Landvögten bewohnet werden. Dergleichen

gleichen Schlösser scheinen in der Luft zu schweben; sie sind mit einer grossen Kühnheit des Geistes angelegt, und der Weg zu ihnen ist durch Hülfe der Natur sehr verwahrt. Ehemals mögen sie gute Dienste gethan haben; man erkennet an ihnen noch den Geist der alten Helvetier, und man erinnert sich nicht ohne Rührung ihrer Liebe zur Freiheit, und ihres Heldenmuths. Je näher man nach Solothurn kommt, desto mehr scheint sich die Wildniß der Natur zu vermehren. Die Stadt liegt zwar in einer schönen Ebene; aber auf der Seite erheben sich rauhe Felsenberge, die einen majestätischen Anblick geben.

Die Stadt hatte gute Wälle, und eine schöne Brücke über die Aare; und in ihrer Gegend sind sehr reizende Spatziergänge. Bekant ist es, daß sie katholische Einwohner hat; aber ich kan behaupten, daß man in Religionssachen nirgends gelinder und vernünftiger ist, als eben hier. Dadurch gewinnt Solothurn vor andern katholischen Städten in der Schweiz einen grossen Vorzug. Wenn man durch diesen Ort reiset, ohne Bekantschaften zu machen, so solte man glauben, daß er wenig

nig Einwohner, und noch weniger Personen von Stande habe; so wenig fält die Lebensart in die Augen. Aber man darf nur in die grossen Versamlungen der Vornehmen kommen, so findet man hier eine ausgesuchte Anzahl der schönsten und artigsten Personen beiderlei Geschlechts unter dem Adel. Schon andere haben es bemerkt, daß die Solothurner weit gesitteter, und besonders gegen den Fremden weit gefälliger sind, als andere Orte in der Schweiz. Vermuthlich hat an ihrem artigen Wesen der hiesige Aufenthalt der französischen Gesandschaft einen Antheil. Der Gesandte lebt in einem grössern Ansehen, als man in einem republikanischen Staate erwarten solte; er empfängt sehr demüthige Aufwartungen, und vielleicht ist in der ganzen Schweiz die französische Parthei, von der man auch sagt, daß sie vom Könige Jahrgelder bekomme, nirgends stärker als hier. Handel ist hier wenig; auch scheint das Land eben nicht so sehr fruchtbar zu sein, als man glaubt. Aber da die Anzahl der hiesigen Regierungsfähigen Familien nicht gar zu groß ist, so findet man unter denselben auch mehr Wohlstand und Reichthum. Dabei lebt der

Vor-

Vornehme zwar mit allem Anstand, aber nicht mit so vieler Verschwendung und Ueppigkeit, als in Bern. Dieser Stand hat in Frankreich viele Soldaten im Sold, und er stehet mit dieser Krone in genauer Verbindung. Man behauptet, daß Solothurn schon lange vor Christi Geburt gestanden, und daß man dahin, wie nach andern Orten, eine römische Colonie gelegt habe. Es befinden sich hier verschiedene geistliche Orden, und die Jesuiten, deren Zahl sich ungefähr auf ein Dutzend beläuft, und die meistens Deutsche sind, besitzen eine Kirche, zu deren Erbauung der König von Frankreich grosse Summen Geldes geschenkt hat.

Angenehmer wird die Strasse von Solothurn nach Bern, als sie von Basel nach dem ersten Orte war. Das Berner Gebiete zeichnet sich vor allen andern Gegenden durch die Fruchtbarkeit, die Schönheit des angebaueten Landes, und durch den Fleiß und den Wohlstand der Einwohner vorzüglich aus. Man muß, wenn man nicht ganz fühllos ist, von der sanftesten Begeisterung erwärmet werden, so bald man in diese Reviere kommt. Auf allen Seiten bemerkt man neue Schönheiten, und es ist

kein

kein Fleck, der nicht angebauet wäre. Die vortreflichen Dorfschaften, die Fröhligkeit, das gesittete Wesen, die Kleidung, die ganze Lebensart der Landleute, die Wiesen, und entzückenden Aussichten in Landhäuser, die überal zerstreuet liegen, und in Berge und in die beschneiten Alpen, die am Himmel empor steigen, dies alles hat man zu seiner Belustigung auf der Reise nach Bern; und auf den Dörfern giebt es Wirthshäuser, wo man für einen wohlfeilen Preis mehr Bequemlichkeit und Vergnügen hat, als in den besten Städten von Deutschland. Man sieht auf dieser Reise Bern fast nicht eher, als bis man vor den Thoren ist; man kommt nahe vor derselben auf eine schöne Anhöhe, von welcher man den größten Theil der Stadt übersehen kan.

Die Annehmlichkeit dieser Reise wird noch besonders durch die sichern, bequemen und anmuthigen Wege befördert, die sich vornemlich in dem Berner Canton auszeichnen. Diese Sorgfalt der Schweizer für die öffentlichen Strassen verdient gewis alle Aufmerksamkeit und Nachahmung. Vor nicht langen Jahren, waren die Wege in der Schweiz fast alle noch

so

so schlecht, als sie noch jezt in den meisten Provinzen von Deutschland sind. Bern machte den Anfang zur Verbesserung derselben, und zwar mit vielen Kosten. Ein Denkmal davon ist die neue durchgebrocheue Einfahrt in Bern, woran viele Jahre mit grossen Aufwand gearbeitet worden. Andere Cantons, besonders die reichen, folgten bald nach; und nunmehr reiset man fast überal ohne Gefahr, mit Bequemlichkeit und Vergnügen. Noch immer werden die Strassen in vielen Gegenden verbessert; und nicht weniger ist man darauf bedacht, die verbesserten in gutem Stande zu erhalten. In tiefen und sumpfigten Gründen wird gepflastert und dann einige Fuß hoch Grand oder Gries aufgefahren; auf beiden Seiten werden kleine Graben angelegt, und sobald die Mitte flach wird, schaufelt man den Grand von den Seiten wieder dahin. Die Natur kommt dieser nützlichen Einrichtung dadurch sehr zu Hülfe, daß sie eine Menge von Gries liefert, den man von der Pfalz an, bis nach Genf hinauf, und fast die ganze Schweiz hindurch häufig findet. Außerdem hat man nicht blos die Kosten der Arbeit angewandt,

sondern auch oft ganze Aecker, Weinberge und Wiesen angekauft, um überal die Wege so zu leiten, wo sie am bequemsten und sichersten werden konnten. Man läßt auch kein Mittel ungebraucht, das zur Schonung der Wege dienen kan. Dahin gehört, daß man keinem Fuhrmann erlaubt, auf einem Wagen auf einmal mehr als vierzig Centner zu führen, damit die Strasse nicht zu sehr eingeschnitten werde. In der Absicht hat man an verschiedenen Hauptstrassen Wäggerüste erbauet, wo die Frachtfuhren gewogen werden. Ausser dieser Anstalt hat man noch eine Art, die Räder zu sperren, verordnet, die von allen Fuhrleuten beobachtet werden mus. Man mus entweder gar nicht sperren, oder, wenn man es wil, ein gewisses länglichtes Stück Holz dazu brauchen, das man an dem Wagen befestigt dem Rade unterlegt, welches in die Höhle des Holzes so weit hinein paßt, daß es nicht heraus gleiten kan. So sehr auch dis eine Kleinigkeit zu sein scheint, so wichtig ist es doch zur Erhaltung der Wege. Denn es ist ganz offenbar, daß bei der gemeinen unter uns üblichen Weise zu sperren, das Rad tief einschneidet und die ohnedis gefährlichen

Wege

Wege von den Bergen herunter noch unsicherer macht.

4.

Hier lassen Sie uns, liebster Freund, eine kleine Weile ausruhen. Bern ist unstreitig der schönste Ort in der Schweiz, und liegt fast in der Mitte des Landes, aus welcher man sehr leicht viele vortreffliche Aussichtenin andere Cantons haben kan. Ausserdem finde ich hier so viel Merkwürdiges, daß ich, ehe ich weiter gehe, Sie vornehmlich mit dieser Stadt bekannt machen mus. Sie hat eben die Lage, welche die mehresten Städte in der Schweiz haben; nämlich sie liegt halb auf einer Anhöhe, und halb in der Erniedrigung, besonders nach der Seite von Solothurn. Die Gegend umher war vordem nichts als eine rauhe Wildniß, vol Waldungen und Felsstücken; und man hat ihren Ursprung und ihre ietzige Schönheit in diesen Versen zusammen gefaßt:

Quae nihil ante fuit, mox lignea, et aurea tandem,
Iam multas domiti possidet orbis opes;
Atque vbi sacra Ioui stabant sua robora, viuo
Arte sine exemplo stant sua saxa Deo.

Bern ist wegen seiner ietzigen Schönheit unstreitig in der Schweiz die Königinn der Städte, und verdient unter allen vortrefflichen Städten in Europa eine nicht geringe Stelle. Alle Häuser sind von einer gleichen Höhe mit 3 Stockwerken, (denn wegen der Arcaden kann der unterste Theil des Hauses, der ebenfals bewohnt ist, nicht mit gerechnet werden,) und von grossen gehauenen Steinen erbauet, die eine bläulichweisse Farbe haben. Der Boden der ganzen Stadt ist schön gepflastert. Seit einer Zeit von ungefähr 30 Jahren hat die Stadt ihre schönsten Häuser bekommen, daß sie also ietzt ganz neu ist. Die Stadt ist länglicht gebauet, und wird von drei langen an einander hangenden Gassen getheilt, welche die vornehmsten sind; in der Mitte wird sie breiter, und bekömmt auf beiden Seiten noch einige Gassen. Durch die langen Gassen streicht in der Mitte ein starker Bach mit einem angenehmen Geräusche, welcher auch in die Nebengassen geleitet ist, und nicht allein bei der Sonnenhitze eine frische Kühlung bringet, sondern auch bei vorfallenden Feuersbrünsten sehr bequem sein Wasser giebt. Ausserdem werden durch den-

selben

selben die Unreinigkeiten der Stadt in die Aare getrieben, weil er durch Röhre unter alle Häuser geführet werden kan. Auf beiden Seiten dieses nützlichen Baches ist die Gasse so breit, daß immer zwei Wagen sehr bequem neben einander wegfahren können.

In der mitlern der drei beschriebenen langen Gassen ist alle Woche etliche mal ein grosser Markt, der ein Beweis von dem Wohlstande und Ueberflusse des Landmanns ist. Er bringet Ochsen, Pferde, Getraide, Garten- und Baumfrüchte, und andere Nahrungsmittel in einem solchen Reichthum zur Stadt, daß, so volkreich sie auch ist, er oft die Hälfte seiner Einfuhr wieder mit sich zurücknehmen muß; es ist an diesen Tagen ein unbeschreibliches Gewühl von Menschen, und am Abend ist es ein Vergnügen, das Landvolk, von Wein und Freiheit begeistert, unter frohlockenden Liedern wieder auf die Dörfer hinausziehen zu sehen. Täglich werden die Gassen durch die Gefangenen gereiniget, und der Unrath auf Karren weggefahren. Diese Leute sind meistens an den Karren mit eisernen Ketten geschlossen, und tragen ein hohes Eisen am Halse; sie wohnen

an einer abgelegenen Seite der Stadt, und sind nach dem Verhältniß ihrer Verbrechen auf gewisse Jahre zu dieser Arbeit verdammt. Da man hier (außer Mordthaten und Verbrechen wider den Staat,) keinen Menschen, nicht einmal Diebe mit dem Leben bestraft; so finden sich daher unter diesen Sklaven von beiden Geschlechtern häufig Personen, die auf 101 Jahr, das ist, auf ihre Lebenszeit mit dieser Strafe belegt sind. Diese Veranstaltung, da man die unnützen Glieder des Staats von der Geselschaft abschneidet, und ihre Strafe so einrichtet, daß sie doch noch zur Reinigkeit und Bequemlichkeit der Stadt gebraucht werden, ist ein Beweis von einer guten Policey. Ich habe einmal ein Paar Capuciner, die wegen Betrügereien der Gerechtigkeit in die Hände gefallen waren, unter diesen Gefangenen gesehen; und unstreitig war dieser Zustand derjenige, worinn sie erst der Welt nützlich wurden. In der Stadt befinden sich verschiedene schöne Plätze, und besonders dienen die laufenden Wasserbrunnen, deren in jeder Gasse zwei bis drei sind, der Stadt zu einer ausnehmenden Zierde.

Das

Das Schönste, was Bern vor tausend Städten voraus hat, bestehet in den so genannten Lauben, oder Schwibbögen und Gewölben, welche durch alle Gassen der Stadt mit einer vortrefflichen Gleichförmigkeit laufen, und so breit sind, daß 4 Personen neben einander gehen können. Sie sind von lauter schönen Steinen erbauet, und zwar auf beiden Seiten einer jeden Gasse. Sie sind hoch, und im Winter durchgehends mit Laternen erleuchtet. Man geht unter denselben bei der Hitze kühl, und beim Regen und Schnee trocken. Da ein jeder sich dieser Bequemlichkeit bedient, so sieht man unter diesen Arcaden eine beständige Menge von Menschen, und die Gassen sind für Pferde und Wagen. Unter diesen Arcaden sind auch Kramläden der Kaufleute, und Zimmer, welche von gemeiner Bürgerschaft, die keine eigenen Häuser haben, bewohnet werden, und zum Theil Werkstätte. Man findet in den kleinen Städten des Cantons Bern, und auch in Solothurn, daß man nach dem Muster der Berner Arcaden seit einiger Zeit ähnliche daselbst anzulegen sucht.

Es giebt in Bern drei öffentliche angenehme Promenaden, unter welchen diejenige den Vorzug hat, die an der Seite der großen Münsterkirche auf einer Höhe angeleget ist, von welcher man die schönste Aussicht in benachbarte Dörfer, Wiesen, Viehtrifften, Wälder, Landhäuser, Berge, und zuletzt in die Schneegebirge hat. Diese Schneegebirge, die prächtigen Schaugerüste der Natur, sind auf 25 Meilen weit von der Stadt entfernt; aber ihrer Höhe und Farbe wegen scheinen sie viel näher zu sein. Die hohe Promenade, der ich erwähnet, ist auf drei Seiten mit einer steilen fürchterlichen Mauer von einigen hundert Fuß hoch befestiget. Unten an der Mauer in der Tiefe liegen Gärten und Häuser, und weiter hinab stürzet die Aare mit einem betäubenden Geräusche über einen künstlichen von Steinen angelegten großen Wasserfall, der zum Vortheil der unten liegenden Mühlen dienet, und ungeheure Kosten verursacht hat. Ueberal stehen auf diesen Spatziergängen bequeme Bänke; und die Bäume werfen einen breiten Schatten. Nichts kan angenehmer sein, als hier in den Sommerabenden unter dem Geräusche des unten

liegen=

liegenden Wasserfalls zu spatzieren, und es fehlt selten an vergnügten Geselschaften. So hat man auch auf den Wällen der Stadt nicht wenig angenehme Spatziergänge. Außer der Stadt liegt längst der Aare eine andre öffentliche Promenade, die Enge genannt, auf einer Höhe, wo man tief im Thal die Aare stil vorüberfliessen, und überal das schön bebaute Land siehet, und verschiedene lange Alleen zu seinem Vergnügen findet.

In der Stadt haben wir vortreffliche Fabriken, woraus Fayance, seidene Zeuge, Strümpfe, Leinewand und andre Produkte des Fleisses und der Geschicklichkeit kommen. Diese Fabriken bieten tausend Armen Unterhalt und nützliche Beschäfftigung an; und doch gehen viele Schweizer lieber aus dem Lande, als daß sie hier ihr Brod verdienten. Das hiesige Zeughaus ist unstreitig das beste in der Schweiz, und enthält eine Menge alter helvetischer und neuer Gewehre; man sagt, daß man daraus über 20000 Mann bewaffnen kan; das schönste in demselben ist die Artillerie. Man zeiget hier noch die Gewehre, welche die Schweizer den Burgundiern in den wichtigen Schlachten, wo-

durch ihre Freiheit befestiget wurde, abgenommen haben, und selbst einige Gewehre des berühmten Herzogs, den sie bei Murten schlugen. Außer, daß man bei der Besuchung der Zeughäuser zum Theil die Stärke oder die militarischen Einrichtungen eines Staates lernen kan, ist es noch ein Vergnügen, sich bei der Gelegenheit an die merkwürdigsten Begebenheiten der Geschichte zu erinnern, und man solte zur Herumführung der Fremden in den Zeughäusern Leute setzen, die mit der Historie der Kriege ihres Vaterlandes bekannt wären, damit sie auch solche Reisende, die nicht gar zu viele Kenntnisse mitbringen, auf eine lehrreiche Art unterhalten könnten.

Die Festungswerke der Stadt Bern wollen nicht viel sagen; sie sind vornehmlich deswegen angelegt, um die Stadt in dem Fall eines plötzlichen Aufstandes von den Bauern zu schützen. Das Rathhaus macht keine sonderliche Figur; aber diejenigen Gebäude sind ungemein prächtig, welche der öffentlichen Wohlthätigkeit zur Ehre erbauet worden. Man siehet hier ein großes, mehr als fürstliches Gebäude, (die Insel genannt,) worinn nicht nur die Kran-

ken

ken aus der Stadt und vom Lande, wenn sie kein Vermögen haben, sondern auch fremde Arme, wenn sie hier befallen werden, umsonst Aufenthalt, Nahrung, Verpflegung, und Arzeneimittel finden, ohne Ansehen der Religion, oder des Vaterlandes. Wenn der Kranke wieder genesen ist, so bekömmt er, wenn er es nicht hat, Kleidung, Wäsche, und Reisegeld, um seinen Weg weiter fortzusetzen. Keiner bezahlt für diese Verpflegung einen Heller; und es werden zu dieser Anstalt die geschicktesten Aerzte und Chirurgi gehalten. Vielleicht ist diese wohlthätige Einrichtung, die der Berner Regierung in der That viele Ehre macht, auch die einzige in ihrer Art in der Christenheit. Nebst diesem hat Bern noch ein anderes schönes Gebäude, das Hospital, worinn, außer den einheimischen Alten und kränklichen Personen, auch alle reisende Leute von Handwerken, die sich darzu angeben, eine Nacht geherberget und gespeiset werden, und zwar ohne Unterschied der Person, und umsonst. Am Morgen, wenn sie ihre Reise weiter fortsetzen, giebt man ihnen eine kleine Gabe mit, und läßt sie durch dazu bestimmte Leute auf den rechten

Weg

Weg nach den Oertern führen, wohin sie gedenken. Nach etlichen Meilen finden solche Reisende wieder eine öffentliche Anstalt, wo sie zu Mittage, und in einer weitern Entfernung, wo sie zu Abend gespeiset, und nicht weniger umsonst beherberget werden; diese Einrichtung gehet meistens durch alle Cantons.

Die Bibliothek zu Bern ist merkwürdig. Sie ist zahlreich, in der schönsten Ordnung abgetheilt, und mit derselben ist eine Kunstkammer verbunden. Der Grund darzu wurde gelegt, indem man gleich nach der Reformation in den Klöstern der Stadt und in der Nachbarschaft die wenigen Bücher sammlete, welche die Mönche besaßen; nachher ist sie durch Beschenkungen und Ankaufe zu ihrer gegenwärtigen Größe erwachsen. Besonders ist diese Bibliothek wegen der Manuscripte und Alterthümer berühmt, die man darinn findet; ausser einer Menge der vortrefflichsten Bücher und Gemälde, welche vornehmlich aus den Bildnissen aller Schultheisse seit der Reformation, der berühmtesten Männer und Helden aus der Schweiz, und verschiedener Könige und Fürsten bestehen. Unter den Handschriften, deren

an

an die 700 sind, befinden sich verschiedene alte hebräische, griechische und lateinische auf Pergament geschriebene Bibeln, die zum Theil complet sind. Auch siehet man hier einen Tisch, auf welchem über 2000 alte römische silberne, goldene und kupferne Münzen und Medaillen, wie auch gothische, liegen. Die Merkwürdigkeiten aus dem Naturreiche sind sehr zahlreich. Man hat die Alterthümer, die man bei mehrerem Anbau des Landes ausgegraben, alle nach der hiesigen Bibliothek gebracht; zu diesen gehören vorzüglich ein Priester nebst einem Opferochsen in Erz gegossen, ein Kopf der Ceres von Erz, ein Faun, der neben sich einen Satyr stehen hat, einige alte große Urnen, die man auf der Seite nach Italien gefunden. Auch verwahrt man auf der Bibliothek den goldenen Feldaltar des Herzogs Carl des Kühnen von Burgund, den ihm die Berner in der Murtener Schlacht abgenommen.

5.

Noch muß ich Ihnen, Freund, einige Anmerkungen mittheilen, die sich meistentheils blos auf Bern beziehen. Die hiesigen

Gesetze

Gesetze haben eine gewisse edle Einfalt und Gleichförmigkeit in den Sitten der Bürger zur Absicht, und man mus sie billigen, daß sie alle üppige Verschwendung einschränken, wenn sie sie auch nicht ganz verhindern. Man weis, daß nirgends mehr, als in einem republikanischen Staate, wo jeder Bürger sich dem andern gleich schätzt, eine eifersüchtige Begierde, es andern im Aufwand und in Kleidungen gleich zu thun, zu herschen pflege. Daher hat man, um den Untergang mancher Familie zu verhüten, solche Verordnungen gemacht, die zu dieser Absicht dienlich sind, und da hier nicht die Menschen, sondern die Gesetze herschen, so ist selbst die Obrigkeit ihnen unterworfen. Zu solchen Gesetzen gehören, daß kein Gold noch Silber, keine Edelsteine und Juwelen, kein Sammet noch Manchester, keine gestickten Manchetten noch reiche Stoffe weder von dem männlichen noch weiblichen Geschlechte getragen werden dürfen. Die mehresten Männer tragen daher schwarz, und die Herren von der Regierung, von der Akademie, und die Studenten sind zu dieser Farbe verbunden. In die Kirche, in die Komödie, und auf einen Ball

darf

darf niemand fahren; alle ausländische Weine, alle öffentliche Gastmahle, und alle Hazard-spiele sind unter den härtesten Strafen verboten; in den gewöhnlichen erlaubten Spielen soll niemand mehr als 4 Thaler verlieren. Dergleichen Verordnungen hat man hier viel; und sie sind größtentheils in allen Städten der Schweiz eingeführt. Man beschwert sich zum Theil über diese Gesetze, und glaubt, daß sie den Rechten eines freigebornen Bürgers entgegen wären. Aber wenn auch einige derselben dem Kaufmann und dem Handwerker nicht vortheilhaft sind, so sind sie doch für das Ganze heilsam. Wenn man bedenkt, daß in der Schweiz unter den Privatpersonen wenig Geld, oder daß es doch nur in einem Kreise von wenigen Personen ist, besonders solcher, die an der Regierung Antheil haben, daß auch der arme Bürger es dem reichen, dem er sich übrigens gleich schätzt, gerne nachmacht, vornehmlich wenn er durch die Vorzüge, die dieser vor ihm hat, zum Neid und zur Eifersucht gereizet wird, und daß endlich seit einiger Zeit sich unter den Schweizern durch ihre Reisen und durch ihre Kriegesdienste in fremden Ländern eine Neigung

zur prächtigen und wollüstigen Lebensart einge- schlichen hat: so erkennt man leicht, wie sehr die Väter des Vaterlandes Ursache haben, solche Ver- ordnungen, als ich gedacht habe, einzuführen.

Man wirft den Bernern als einen Fehler vor, daß sie den Kaufmannsstand nicht nur kei- nes Schutzes, sondern auch keiner Achtung würdigen. Ich habe diesen Punkt schon bei Basel berührt. So viel ist gewiß, daß die Fabriken durch den Handel in eine größere Auf- nahme kommen würden, und daß dadurch der mitlere Stand von Bürgern, die, weil sie von den Aemtern des Staats und ihren Be- soldungen ausgeschlossen sind, größtentheils in Armuth leben, sich empor helfen könnte. Der Handel würde durch die Aare sehr befördert werden können; und die Arbeiten in den hiesi- gen Fabriken sind so gut, daß sie den französi- schen völlig gleich kommen. Die Regierung scheint den Staat als einen militärischen, und die Verbindungen als schädlich anzusehen, wor- inn die Bürger mit andern Ländern durch den Handel versetzt werden. Diejenigen, die sich in fremden Reichen aufhalten, und da dem Beruf ihres Handels folgen, sind der Achtung ihrer

Mit-

Mitbürger beraubt; und man sol Beispiele haben, daß manche, die nach einer Entfernung von einigen Jahren sich auswärts großes Vermögen gesammlet, und damit wieder zurückgekommen, weder Bedienungen noch eine günstige Aufnahme in ihrem Vaterlande gefunden. Vielleicht befürchtet die Regierung, daß unter den übrigen Bürgern der Trieb erweckt werde, Reichthümer in andern Ländern aufzusuchen, und daß dadurch viele nützliche Mitglieder aus dem Staate gezogen werden möchten; und überdem ist in einer Republik die Gleichheit des Vermögens immer zuträglicher, und nöthiger, als anderswo. Ich wage es nicht, mich weiter in Grundsätze der Regierung einzulassen, noch weniger, Einrichtungen zu tadeln, die von einer ganzen ansehnlichen Versammlung gemacht sind. Jeder Privatmann solte billig bescheiden seyn, wenn er von der Verfassung eines Staats redet; denn sie ist gemeiniglich das Werk vieler einsichtsvollen Köpfe, und die Urtheile eines entfernten Auges treffen gewöhnlicher Weise einen einseitigen Punkt, wobei andre benachbarte Gegenden aus der Acht gelassen werden.

Man wil hier von einer Zeit zur andern einen immer größern Mangel an tüchtigen Personen zur Regierung des Staats bemerken. Die Anzahl der Familien, die den Vorzug, an der Regierung dieser aristocratischen Republik Antheil zu haben, besitzen, ist sehr eingeschränkt. Das eigentliche Bürgerrecht haftet nur auf das männliche Geschlecht, und eine Bürgerinn, mit einem Fremden verheirathet, kan es nicht fortpflanzen; in Bern kan es weder gekauft werden, noch wird es geschenkt. Wer sich dem geistlichen Stande widmet, entweder als Prediger, oder als Professor der Theologie, ist für seine Person der ihm angebornen Regierungsfähigkeit beraubt. Einige Männer von einer gesunden Staatsklugheit haben den Vorschlag gethan, das Bürgerrecht, das mit dem Vorzug, auf eine Stelle im Rathe Anspruch machen zu dürfen, verknüpft ist, einigen geschickten Einwohnern oder Fremden mitzutheilen, damit man nicht endlich einen völligen Mangel an würdigen Gliedern der Regierung erleben möge. Allein dieser Vorschlag ist von den mehresten, die auf die Vorzüge ihrer Familien halten, mit Heftigkeit verworfen worden. Bern

ist eine Aristokratie; dies ist bekant. Eine Anzahl von Familien, welche die Regierung in Händen haben, oder welche wahlfähig sind, in den Rath aufgenommen zu werden, und daher regimentsfähig heißen, nennen sich im vorzüglichen Verstande Bürger von Bern; die übrigen nennen sich ebenfals zwar Bürger, allein sie kommen zu keinen öffentlichen Aemtern, und werden gewöhnlicher Weise ewige Einwohner betittelt. Sie geniessen übrigens aller Vorrechte und Freiheiten, nur daß sie von den Stellen im Rathe, und also auch von andern ansehnlichen Aemtern in der Republik ausgeschlossen sind. Oft finden sich unter dieser Klasse Familien, deren Vorfahren dem Vaterlande in großen Bedienungen große Dienste geleistet, wovon die Nachkömmlinge aber sehr herabgesunken sind, und oft nicht nur in Armuth, sondern auch in Verachtung leben. Die so genannten regierungsfähigen Familien bestehen größtentheils aus sehr alten adelichen Häusern, wovon verschiedene schon zu den Zeiten Rudolphs von Habsburg bekant gewesen; viele aber haben nicht das Vorwort, von, sondern sind durch das Alterthum ihres Herkommens, das hier

 sehr

sehr hoch geschätzt wird, schon genug geadelt. Wer nur zu den Familien, die seit langer Zeit an der Regierung des Staats Theil gehabt, gehört, der verlangt nichts mehr für den Ruhm seines Namens. Diese Familien haben sich den Vorzug, der ihnen iezt eigen ist, entweder durch Stiftung, oder Beschützung und Vertheidigung der Republik in den ältesten Zeiten erworben; daher haben sie noch von den Verdiensten ihrer Vorfahren den Genuß, ohne allemal selbst ienen ähnliche Verdienste zu besitzen. Dies ist überhaupt der Fall, worin sich unser Adel befindet. Entweder weil die Berner so sehr auf das Ansehen ihrer Familien halten, oder weil sie keine fremden Verbindungen leiden können, so sehen sie auch nicht gerne, daß sich ihre Bürger mit Frauenzimmern von einer andern Nation verheirathen; auch wenn ein Schweizer vom römischen Kaiser in den Adelstand erhoben, oder von einem Hofe mit ansehnlichen Charaktern beehret wird, so darf er von diesen Würden in seinem Vaterlande keinen Gebrauch machen.

Der hohe Regierungsrath, dem dieser Canton unterworfen ist, und der Bündnisse, Krieg

und

und Frieden schließt, Gesetze giebt, und alle Rechte der Oberherrschaft ausübt, bestehet nach einer alten Verordnung aus 299 Personen, deren Anzahl nicht weiter erhöhet werden darf, und ausserdem selten volständig ist. Aus diesem großen Rathe ist ein kleiner geheimer Rath von 24 Gliedern erwählt, und abgesondert, der sich alle Tage versamlet, aber einiger äussern Vorzüge ungeachtet eingeschränkt ist, und von dem großen Rath abhängt. Die erste obrigkeitliche Stelle bekleidet der regierende Schultheiß (Avoyer); es gibt ihrer zwei, die aber jährlich in der Regierung abwechseln. Man pflegt diese Herren oft mit den römischen Konsuls zu vergleichen; aber es ist bekant, daß sie kaum ein Schatten von ihnen sind. Nächst diesen Schultheißen folgen die Seckelmeister, welche die öffentlichen Gelder des Landes, die ungemein beträchtlich sind, in Händen haben; und nach diesen verschiedene andere bürgerliche Aemter, und Regierungscollegia. Die Herren vom Geheimen Rathe haben ungefähr ein jährliches Einkommen von tausend Gulden; die vom großen Rathe aber nichts, ausser wenn sie in andern abgeordneten Collegiis, z. B. im

Kirchenrathe, im Bau-Kriegs-Departement, u. s. w. zugleich Sitz haben. Sie haben aber Hoffnung und Anspruch auf eine Landvoigtei, deren Bern an die 70 besitzt, und die nur mit Personen vom Rath besetzt werden. Ihre Besitzer verwalten sie gemeiniglich 6 Jahr; nach Verlauf dieser Zeit werden sie andern übergeben. Sie tragen oft auf 2000 Thaler jährliche Einkünfte. Daher sind sie die gewöhnliche Quelle des Vermögens unter den Herren von Bern, und das Ziel, wornach alle streben. Während der Zeit, da die Landvögte auf ihren Stationen sind, dürfen sie in keiner Verbindung mit einer fremden Macht stehen; daher müssen sie sich alle Gnadenzeichen verbitten, auch unterdessen ihre Ordensbänder ablegen, so lange ihre Landvogtei währet, worinn sie übrigens großes Ansehen haben, und große Rechte besitzen, aber doch immer unter dem Rathe zu Bern stehen, und von demselben zur Verantwortung gezogen und abgesetzt werden können, wenn ihr Betragen wider die Gesetze läuft. Jeder Landvogt hat gemeiniglich einen Secretair, und einen Lieutenant bei sich; und er ist ein Abgeordneter der hohen Obrigkeit an die Aemter und Dorfschaften.

Ein

Ein iedes Mitglied des Raths hat die Freiheit, bei vorfallenden Wahltagen seinen Söhnen und Anverwandten seine Stimme zu geben, und ihm andere zu verschaffen, so gut es kan. Daher pflegen sich die großen Familien in verschiedene Partheien zu theilen, nachdem es ihr Interesse erfodert; daher entstehen auch tausend Uneinigkeiten und Feindschaften, die sich auf Söhne und Enkel fortpflanzen. An keinem Hofe können Hofleute und Günstlinge eine größere Eifersucht beweisen, als die hiesigen Regierungsfähigen Familien unter einander.

Die Herren des Raths tragen schwarze Kleider, Mäntel von eben der Farbe, lange Perûquen, weiße Kragen, wie unsre Prediger in Deutschland, und einen großen runden Huth, wenn sie zu Rathe gehen. Die hiesige Regierung ist ein Muster einer gerechten und wohlthätigen Regierung; und die Einrichtung der Republik erfodert es, daß man besonders den Landmann unterstützt und schätzt, da er die Grundsäule der Sicherheit und Erhaltung des Staats ist. Aus dem geringen Bürgerstande scheint man sich nicht viel zu machen,

und dieser auch nicht eben sehr zufrieden zu sein. Die Republik empfängt, als ein souverainer Staat, die Achtung der übrigen europäischen Mächte, und England hält in Bern einen beständigen Minister.

Man beschuldiget die Berner des Stolzes, und der Kaltsinnigkeit und Verachtung nicht nur gegen ihre geringern Mitbürger, sondern auch vornehmlich gegen Fremde. Soll die Beschuldigung wahr sein, so trifft sie doch nicht alle, sondern vielleicht nur eine kleine Anzahl, vielleicht nur einige gepuderte Junkerchen, und einige wenige andere, deren ganzes Verdienst eine knotigte Perůque ist, und über solche Erscheinungen muß sich ein jeder vernünftiger Reisender hinwegsetzen können. Gewiß ist es, daß viele Berner eine feine und ausnehmend gefällige Lebensart besitzen; aber eben so gewiß ist es auch, daß mancher etwas Steifes in seinem Betragen, und eine gewisse Art einer freiwillig angenommenen Härte (die man vielleicht für edle Hoheit, für Anstand hält,) in seinem Umgange hat, die sich erst bei einer langen Bekanntschaft zu erweichen anfängt. Dieser Fehler aber ist nur den Personen männlichen

Geschlechts

Geschlechts eigen; die Damen wil ich gerne davon frei sprechen. Uebrigens solte man glauben, daß das, was ich angeführt habe, gar nicht in Bern anzutreffen sei, da nicht allein die meisten jungen Herren in französischen Diensten stehen, und dabei einen ansehnlichen Theil des Jahres in ihrer Vaterstadt zubringen, sondern auch viele Reisende von allen europäischen Nationen hier am meisten durchgehen, und sich hier aufzuhalten pflegen.

6.

Ehe ich Bern verlasse, muß ich Ihnen, liebster Freund, noch etwas sagen, das Ihnen nicht ganz überflüssig scheinen wird. Bern ist, wie Sie wissen, reformirt; aber es herscht hier in Sachen, die den Glauben betreffen, so viel Vernunft und Billigkeit, daß unsre blinden Eiferer unter den Lutheranern daran ein Beispiel nehmen solten. Weil man hier die Mittelstraße zu halten weis, so finden sich auch eben so wenig Spötter, als Zeloten; niemand wagt es öffentlich, mit der Miene eines Freigeistes zu erscheinen, und es ist eine Art von Wohlanständigkeit, sich für einen Verehrer der Religion zu bekennen. Es kan sein, daß auch hier die reformirte Geistlich-

keit, wie unter andern Himmelsgegenden, nicht durchgehends den Geist der Sanftmuth besitzt; indessen hat sie vor allen andern, die ich kenne, den Vorzug, und ich glaube, daß sie noch immer vernünftig und billig gesinnt sein würde, auch wenn sie darzu weniger durch die Gesetze der Obrigkeit angehalten würde. Mit Unrecht schreibt man ihr eine große Strenge zu. Es ist gar nicht gewöhnlich, von den Unterscheidungslehren der protestantischen Kirche auf den Kanzeln zu handeln; es ist vielmehr ein Gesetz, die Lutheraner als Brüder zu betrachten, keine Streitigkeiten wider sie zu erregen, mit ihnen in Friede und Einigkeit zu leben, und sie zum Genuß des Abendmahls eben so ungehindert zu lassen, als die Glieder der reformirten Kirche. Man siehet auch fast bei ieder Communion, daß die fremden Lutheraner, weil sie hier keine eigene Kirche haben, mit den Reformirten an einem Tische das Abendmahl geniessen, und es wird ienen als eine unbillige Absonderung zugeschrieben, wenn sie sich dieser gottesdienstlichen Gemeinschaft entziehen wollen. In Zürch wird alle Sonntage auf den Kanzeln in dem gewöhnlichen Kirchengebete zugleich

gleich für die längst gewünschte Vereinigung der protestantischen Kirche gebeten. Dieses mag ein Beweis von der vernünftigen Toleranz der reformirten Schweiz sein. Ob sie gleich nicht gar zu freundschaftlich gegen die Päbstlichen gesinnt ist, so findet man doch keine offenbaren Ausbrüche des Hasses und der Erbitterung. Sehr gut sind die Reformirten, auch auf den Dörfern, in ihrem Glauben unterrichtet. In den Kirchen auf dem Lande und in der Stadt sieht man keine Gemälde, keine Crucifixe, keine Bildnisse, noch Auszierungen; Holz, Steine und Fenster ist alles, was in die Augen fällt. Die Leichenbegängnisse werden am Tage mit einem stillen Gefolge ohne Gesang und Geläute volzogen; und man weis hier nichts von der Eitelkeit, mit Leichnamen ein Gepränge zu machen. So wird hier auch bei der Beerdigung kein Vorzug verstattet. Auf den Kirchhöfen, oder Begräbnisörtern, wo man keine Leichensteine, keine Inschriften, keine aufgerichtete Kreuze siehet, werden auch die Lutheraner und so gar Katholicken, die hier als Fremde gestorben sind, neben den Reformirten begraben. Im ganzen Zürcher Gebiete

hat

hat man so gar keine Orgeln, weil man sie als Ueberbleibsel des Pabstthums ansiehet, die bei einem Gottesdienste im Geiste unnöthig wären. Ein Theil der Geistlichkeit beklaget sich, daß man in Entfernung des Sinnlichen im äussern Gottesdienste zu weit gegangen sei, und wünschet, einige gute Kirchengebräuche wieder eingeführt zu sehen. Die Zeit des Gottesdienstes ist sehr kurz; man singet zwei Lieder, hört ein Gebet, dann die Predigt, und endigt mit einem kurzen Gesange. Während der Predigt sind alle Thüren der Kirche fest verschlossen; für die Armen wird nicht unter der Predigt, wie bei uns, sondern während des Gesanges gesammlet, um die Aufmerksamkeit der Zuhörer nicht zu sehr durch das Geklingel zu unterbrechen. In der französischen Kirche zu Bern bemerkt man die sonderbare Gewohnheit, daß der Predigende während der Rede den Huth beständig auf dem Kopfe behält, und ihn nicht anders, als bei dem Gebete abnimt. Die Einkünfte der Prediger sind verschieden, aber fast durchgehends gut; in den Städten findet man unter ihnen vortrefliche Redner.

In den Stådten der Cantons, die ganz reformirt oder ganz katholisch sind, darf keiner von der gegenseitigen Parthei wohnen; auch in den Gegenden auf dem Lande, wo die Katholicken nicht schon gleich nach der Reformation gewohnet, dürfen sich keine iezt häuslich niederlassen; dadurch wird die öffentliche Ruhe sehr gesichert. In dem Gebiete von Bern, Zürch und Basel hat sich die Herrnhutische Secte sehr ausgebreitet, besonders auf den Dörfern; ihre Zusammenkünfte aber müssen sie sehr heimlich halten, weil man sie sonsten nicht dulden würde. Auch ist die Schweiz nicht ganz unfruchtbar an fanatischen Köpfen. Noch vor etlichen Jahren hat man einen Propheten verbrannt, der viele neue Offenbarungen gehabt, mystische Lieder verfertiget, auf freiem Felde geprediget, die Gemeinschaft der Güter eingeführet, und sich unter dem Landvolke einen gefährlichen Anhang gemacht. Ob gleich einige Secten von Zeit zu Zeit bemühet gewesen, sich in der Schweiz einzuschleichen, so haben sie doch bisher noch kein großes Glück machen können, weil man aufmerksam genug ist, sie gleich bei ihrem Anfange zu unterdrücken. Besonders

sonders haben in dem Berner Canton die Pietisten und Anabaptisten, welche letztern schon zu den Zeiten der Reformation nach der Schweiz kamen, einen Versuch gemacht, ob sich ein Anhang finden möchte; allein man hat diejenigen, welche zum Predigen und Bekehren ausgezogen waren, aus dem Lande verbannt, und es sind iezt wenige mehr von diesen Secten zu finden. Die Lehrsätze der Anabaptisten, daß ein Christ kein obrigkeitliches Amt bekleiden, keinen Degen führen, keinen andern Obern, als seinen Geistlichen leiden, keinen Eid thun, und kein Eigenthum besitzen müsse, diese Lehrsätze waren freilich nicht von der Beschaffenheit, daß sie in dem geselschaftlichen Zustande der Menschen gelitten werden, noch dem Geschmacke der freien Eidgenossen gefallen konten. Die Pietisten beurtheilt man eben nicht so sehr strenge; allein man scheuet alle Neuerung in der Religion, und aus eben so viel Sorge für sie und für den Staat, duldet man keine Secten. Indessen, daß die katholischen Cantons die Anabaptisten mit dem Leben bestraften, so begnügte sich der Berner, sie nur zu verbannen; und weil sie bei der Verweisung den Eid nicht spre-

chen

chen wolten, so mußte man sich mit ihrem bloßen Versprechen befriedigen. Da sie dasselbe nicht hielten, sondern doch wiederkamen, so legte man sie so lange in harte Gefängnisse, bis sie sich zum Eide bewegen liessen. Der Rest der Anabaptisten in der Schweiz, die man noch duldet, weil man nichts mehr von ihnen befürchtet, erhält sich blos noch bei einigen Bauern, und sol sehr wenig mehr von den Lehrsätzen wissen, die der Secte eigenthümlich sind.

Weder in der Hauptstadt, noch in den kleinen Städten des Berner Cantons darf ein Jude wohnen. Sie haben vordem diese Freiheit gehabt; allein wegen einer 1288 verübten Grausamkeit sie auf ewig verloren. Sie haben nämlich ein kleines Kind eines Bürgers heimlich von der Gasse gestohlen, und es in einem Keller auf eine unmenschliche Art gekreuziget. Die Thäter sind gleich ergriffen, und mit dem Rade hingerichtet worden. Die übrigen Juden sind gleich auf ewig aus der Stadt und dem Gebiete verbannet worden. Von dem Leichnam des gekreuzigten Kindes hat man in den damaligen Zeiten des Aberglaubens viele Wunder erwartet. Diese Begebenheit ist in

der

der Geschichte wegen ihrer Folgen merkwürdig. Die verbannten Juden wendeten sich an den Kaiser Rudolph, und brachten ihn zu dem Entschluß, daß er der Stadt Bern, die damals noch eine Reichsstadt war, befahl, sie wieder einzunehmen. Als ihm die Stadt dieses Begehren abschlug, so mußte sie eine dreimalige Belagerung aushalten, wozu der Anfang noch in eben dem Jahre gemacht ward; aber die Unternehmungen des Kaisers waren vergeblich. Noch gegenwärtig haben die Juden keine weitere Freiheit im Canton, als durchzureisen, und nur eine kurze Zeit an einem Orte zu verweilen. Sie werden von Frankreich gebraucht, um hier Pferde für die Armee zu kaufen. Wo ich nicht ganz irre, dürfen sie an keinem Orte in der Schweiz sich wohnhaft niederlassen.

Noch wil ich, ehe ich diesesmal schliesse, Ihnen etwas von den gottesdienstlichen Gebräuchen der hiesigen reformirten Kirche erzählen. Sonderbar ist es mir vorgekommen, daß zu der Taufe bestimmte Tage angesezt sind, ausser welchen diese Handlung nicht volzogen wird, und daß die Eltern ihre Kinder so lange liegen lassen, als sie wollen, wenn sie auch

ohne

ohne Taufe sterben solten; dieses mus man aus dem Lehrbegrif ihrer Kirche erklären, da nach demselben die Taufe nur eine äussere Bezeichnung der Bundesgnade ist. Der Vater mus zu dem Prediger gehen, ihm die Geburt des Kindes melden, und bei der Taufhandlung gegenwärtig sein. Niemals wird im Hause getauft. Die deutschen Prediger taufen an Taufsteinen; und nachdem sie eine kurze Rede von der Einsetzung und von dem Endzwecke der Taufe, und darauf eine Ermahnung an die Taufzeugen, deren nur drei sein dürfen, gehalten, so werden diese gefragt, ob sie, wenn die Eltern sterben oder unvermögend seyn solten, für die Erziehung des Kindes in der reinen Religion sorgen wollen, welches mit einem stillen Neigen des Kopfes bejahet wird. Dann knien die Taufzeugen vor dem Taufsteine nieder, und der Prediger lieset ein rührendes Gebet vor. Wenn hierauf die Taufhandlung geschehen ist, so geht der Prediger auf die Kanzel, und hält ein langes Gebet. In der französischen Kirche gießt die Hebamme dem taufenden Prediger aus einer silbernen Kanne das Taufwasser in die Hand. Er bekömmt nichts für

die Taufe, und mus sie mit einem schriftlichen Zeugnisse bescheinigen. Die unehelichen Kinder werden in einer besondern Kirche getauft, und man sagt, daß die Prediger genug zu thun haben. Bei dem Abendmahle bedient man sich hier auch des gewöhnlichen Brodes, welches der Magistrat umsonst giebt, und zwar von dem besten Korn; auch giebt derselbe den Wein. Im Berner Gebiete nimt man weissen, und im Zürcher rothen. Das zur heiligen Handlung bestimmte Brod wird in lange Stücke geschnitten, auf eine silberne Schüssel gelegt, und in der Kirche auf den Tisch gesetzt. Bei der Communion sind von der Obrigkeit bestimmte Personen zugegen, welche Acht haben müssen, ob die Communicanten das Brod auch wirklich genießen, weil manche Leute das Brod aus dem Munde herausgenommen, und es zu abergläubischen Künsten gemisbraucht haben. Die Communion wird auf folgende Art gehalten. Der Prediger verlieset von der Kanzel die Liturgie, worin von der Einsetzung des Abendmahls, von seinem Endzweck, von der Beschaffenheit der Personen, die es würdig geniessen wollen, gehandelt, und ein ieder ermahnet

mahnet wird, mit der gehörigen Prüfung zu kommen. Darauf betet er laut für sich, und alle Communicanten. Wenn er von der Kanzel gestiegen ist, so geht er an den Tisch, und verrichtet die Consecration, indem er über das Brod und den Wein die Hände faltet, und in der Stille betet. Er nimt darauf das Brod, und bricht es mit den Worten: Das Brod, das wir brechen, u. s. w. nimt einen Theil davon und geniesset es. Darnach nimt er den Kelch, hebt ihn in die Höhe, und spricht: Der gesegnete Kelch, u. s. w. nach diesen Worten genießt er den Wein; hierauf betet er wieder in der Stille, und unterdessen werden alle Thüren der Kirche verschlossen. Neben dem Tische stehen Kandidaten, welche die Händeauflegung schon empfangen haben, und Helfer heißen, auch wohl Professoren der Theologie, auf dem Lande aber gewisse Personen, die dem Prediger als Gehülfen gegeben sind, denen es auch erlaubt ist, den Kelch auszutheilen. Diese empfangen gleich nach dem Prediger das Abendmahl, und theilen den Wein aus, der Prediger aber allemal das Brod. Dann geht die Communion der Gemeinde an. In den deut-

schen Kirchen des ganzen Berner Cantons wird bei der Darreichung des Brods und des Weins kein Wort gesprochen. Der Prediger bricht nicht eher das Brod, als bis der Communicant vor ihm steht; dieser nimt es aus seinen Händen, und reicht es sich selber zum Munde; darauf wendet er sich zu den Personen, die den Kelch haben, nimt ihn aus ihren Händen, und trinkt. Zu der Communion sind gewisse Sonntage und Feste des Jahres angesetzt, ausser welchen keine ist. Auch wird das Abendmahl niemals im Hause gereicht. Wenn ein Kranker es begehrt, so mus er sich an den Communiontagen in die Kirche tragen lassen, wo der Prediger zu ihm in den Stuhl geht, und es ihm reicht.

Nach den Gesetzen, die hier in Ehesachen gemacht sind, sol das Mädchen 22, und der Mann 25 Jahr alt sein, und dieser erst ein Zeugnis von seiner Geschicklichkeit in den Waffen ablegen, ehe er verheirathet werden kan. Die Heirathen gehen sehr geschwind und ohne große Ceremonie vor sich. Wenn man wegen der Braut in Richtigkeit ist, so holt man sich von dem Ehegericht einen Zettel, reiset aufs

Dorf,

Dorf, läßt sich copuliren, schmauset in Gesellschaft weniger Freunde, und kehrt mit seinem neuen Weibchen wieder heim. Fast ieder Bauer hat seine Braut vorher geschwängert, weil man dieses als einen Beweis ansiehet, daß sie sich künftig lieben werden. Wegen eines überführten Ehebruchs, wegen der Tollheit, und wegen des Unvermögens zu den Absichten dieser Verbindung, kan man eine Ehescheidung erhalten. Auf den Ehebruch stand hier in alten Zeiten die Lebensstrafe; man hat aber von dieser Strenge nachgelassen, um nicht dem Staate gar zu viele Glieder zu nehmen. Indessen wird doch der Ehebruch entweder mit Gelde oder mit Gefängniß bestraft, und die Personen, die sich dessen schuldig machen, sollen auf Zeitlebens von allen Aemtern und Ehrenstellen in der Republik ausgeschlossen werden. Keiner sol in den Regierungsrath eintreten können, der sich öffentlich wider die Keuschheit vergangen hat; und man hat die Verordnung, daß die Männer, die hier in die Regierung kommen wollen, verheirathet sein müssen, eine Verordnung, die das hiesige Frauenzimmer wegen anderer wieder schadlos hält. Wenn ein

Herr vom Rath ausser der Ehe, oder nach dem Tode einer Frau ein Kind zeuget, so sol er auf immer aus dem Rathe gestossen werden; man sagt aber, daß man nicht gar zu strenge auf dieses Gesetz halten könne, weil sonst die Zahl dieser Herren zu sehr einschmelzen möchte; und dieses mus man doch aus patriotischen Gesinnungen verhüten. Strenge genug, und vielleicht zu strenge sind übrigens die Gesetze, die man in Bern zur Unterdrückung der Unkeuschheit gemacht hat.

Endlich mus ich Ihnen noch sagen, daß Bern, besonders im Winter, wo die meisten Familien sich von ihren Landhäusern in die Stadt begeben, sehr angenehm ist, und daß ein Fremder, wenn er sich bekant macht, hier Bälle, Concerte, und zahlreiche Geselschaften zu seinem Vergnügen findet. Man mus sich aber nach der Mode bequemen und die Allemandes oder Schweizertänze mit machen; denn Menuets und englische und französische Contretänze werden fast gar nicht aufgeführt. Die Allemandes beschäftigen Paar und Paar; wie man sie in der Schweiz sieht, so haben sie etwas Wildes und Schwerfälliges, ob es gleich

durch

durch den Anstand und die Schönheit einer Dame zuweilen viel gemildert werden kan; man liebt indessen den Tanz bis zum Enthusiasmus. In Basel zieht man den Elsasser Tanz vor, der mehr Leichtigkeit und Fröhligkeit hat. Das schöne Geschlecht hat mehr Artigkeit und Feinheit der Lebensart, als die Herren; es kleidet sich nicht prächtig, und darf es nicht, aber mit vielem Geschmack, und Sie werden sehen, daß man hier unter den Damen einen rechten Schauplatz von Schönheiten antrift.

7.

Von Bern machten wir eine Reise nach Freyburg, die ziemlich angenehm ist, indem man meistens durch waldigte Gegenden kommt. Das Freyburger Gebiete ist, wie Sie aus der Landcharte wissen, fast ganz von dem Canton Bern eingeschlossen; und vielleicht ist es aus Furcht oder Misvergnügen über diese Lage, daß die Herren in Freyburg selten viele Freundschaft gegen die Berner blicken lassen. Indessen haben diese das Schicksal großer Herren, daß sie von allen übrigen Cantons mehr gefürchtet, man will auch sagen, mehr ge-

hasset, als geliebet werden. Man hat in dem Freyburgischen Getraide und Obst, aber wenig Wein; das Beste bestehet in den Viehweiden, und in dem Käse, der hier gemacht, und weit verführet wird. Die Stadt Freyburg ist sehr unregelmässig gebaut; sie liegt theils auf hohen Felsen, theils im Thale, daß man oft in der Stadt auf Treppen von einer erstaunlichen Höhe steigen mus, und in vielen Gassen nicht ohne Gefahr fahren oder reiten kan. Indessen zeigt sie sich in der Ferne in einer schönen Pracht, indem die größte Anzahl der Häuser auf der Höhe liegt; und ihre Lage ist beinahe eben die, welche Lausanne hat. Sie ist stark mit Mauren und Thürmen umgeben; in der Nachbarschaft umher liegen Kirchen und Schlösser auf den Felsen, und die ganze Gegend hat eine gewisse feierliche Ernsthaftigkeit. Auf den Höhen in der Stadt sind vortrefliche Wasserbehältnisse angelegt, und dadurch haben die Einwohner die Bequemlichkeit, daß man, im Fall einer Feuersbrunst, daher in alle Gassen der Stadt einen Fluß hinablaufen lassen kan.

Die Stadt hat verschiedene schöne Kirchen und Klöster für Frauenzimmer und Mannspersonen.

sonen. Die Kirche der Jesuiten ist nach der Manheimer, die eben diesem Orden zugehört, die schönste, die ich gesehen. Dieser Orden hat auch hier ein Collegium, daß das schönste in der Schweiz sein sol; wenigstens ist es besser, als das Solothurner, aber ich weis nicht, ob es das Lucerner übertrift, welches ich nicht gesehen. Es ist groß und hat vortrefliche Aussichten; die Bibliothek aber komt lange nicht derjenigen bei, die dieser Orden in Manheim hat. Es giebt in der Schweiz überhaupt nur drei Collegia der Jesuiten; und sie sind nicht stark besetzt. Größtentheils sind die Glieder des Ordens geborne Schweizer, und die Regierung hat iederzeit ein wachsames Auge auf sie gehabt, daß sie sich gar nicht in Staatsangelegenheiten einen Einfluß haben verschaffen können. Sie leben daher auch sehr stil. Es ist ein Vergnügen, mit diesen Geistlichen in Geselschaft zu sein; und ich habe oft Gelegenheit gefunden, oft sie gesucht, mit ihnen mich zu unterhalten. Sie sind gemeiniglich von allem unterrichtet, worauf man sie bringt; haben, wenn nicht allemal tiefsinnige Einsichten in die verschiedenen Theile der Gelehrsamkeit, doch

eine gute Kenntnis der Geschichte, und einen lebhaften Geist. Sie sind reich an unterhaltenden Gesprächen, und an artigen Einfällen, wissen sich nach der Denkungsart eines ieden auf eine gefällige Weise zu bequemen, und ihre Aufführung in Geselschaft hat allen Anstand und alle Würde, die man in der großen Welt zu sehen gewohnt ist. Die Capuciner und andre Ordensgeistliche sind gemeiniglich todte Klötze gegen sie, bei denen man fast gar keine Unterhaltung findet. Ich zweifele sehr, daß die Schweizer die wenigen Jesuiten aus ihrem Lande vertreiben werden; sie sind ruhig, und können fast keinen schädlichen Einflus haben, wenn sie auch darzu geneigt wären. (*)

Man

(*) Anmerk. Dennoch hat das nachher erfolgte bekante Schicksal der Jesuiten auch die Collegia dieses Ordens in der Schweiz betroffen. Das sogenante Xaverianische Haus zu Lucern ist der Stadt zugefallen; indessen beschäftigen die darin sich noch aufhaltende Exjesuiten sich theils mit dem Kirchendienst, theils mit dem Unterricht der Jugend. Was für Einrichtungen mit den Häusern der übrigen Exjesuiten getroffen sind, ist dem V. nicht bekant geworden.

Man schreibt den Freyburgern eine grosse Bigotterie, und einen abergläubischen Eifer in Religionssachen zu. Es kan sein; ich wil sie nicht vertheidigen. Aber dieser Vorwurf trift hier eben so wenig Personen von Erziehung und Grundsätzen, als in Frankreich. Der blinde Aberglaube ist iezt mehrentheils nur das Eigenthum des Pöbels. Wenn man ausserdem die äußere Verfassung der römischen Kirche kennt, so wird man auch einsehen, daß manche sonst aufgeklärte Leute viele Dinge wegen der Vorurtheile des Volks mitmachen müssen. Freilich hat auch hier der gemeine Mann einen großen Haß gegen die reformirten Cantons, der ihm vielleicht durch die erste Unterweisung eingepflanzt wird; allein auch die katholischen Obrigkeiten in der Schweiz beweisen alle Aufmerksamkeit und Klugheit, daß der tolle Eifer des Pöbels keine schädlichen Einflüsse in die Regierung und geschlossenen Bündnisse habe. Daß die Freyburger mir wohlthätiges Wasser zeigten, das bei allen Krankheiten Wundercuren thun solte, dies verdenke ich ihnen eben so wenig, als sie es mir verdacht haben, daß ich davon keine Probe machen

konte,

konte, da ich mich eben sehr wohl befand. Eben so wenig ist es mir sonderbar vorgekommen, daß ich daselbst den Heiland in Lebensgrösse auf einem Esel sitzen sahe, mit welchem er am Palmsonntage unter Läutung der Glocken und Abfeurung der Kanonen auf allen Gassen der Stadt herumgeführet wird. Wenn unsre Junker vom Lande einmal an einen katholischen Ort kommen, und dergleichen Erscheinungen sehen, so können sie sich nicht enthalten, auf eine tölpische Art zu lachen, und machen sich bei ihrer Frau Mama ein Verdienst daraus, daß sie dieses oder ienes vorgebliche Wunder, diese oder iene Ceremonie der römischen Kirche gesehen haben. So reiset ein Handwerksbursche, und kein gesitteter und verständiger Mann. Ehe man solche adeliche Knaben auf Reisen schickt, solte man ihnen erst beibringen, was sie an einem fremden Orte den Menschen, was sie ihrer Religion, und was sie selbst ihren Vorurtheilen, und ihrem Aberglauben schuldig sind. Ein gesetzter Mann höret und siehet alles an, ohne seine Meinung allemal zu sagen, noch durch Minen zu entdecken, weis den Menschen von seinen Vorurtheilen zu unterscheiden, und

indem er ienem mit Höflichkeit, mit Anstand und Ehrerbietung begegnet, über diese sein Urtheil in der Stille zu fällen; selbst der Aberglaube eines ganzen Volks erfordert von dem Fremden mit Recht eine gewisse äussere Achtung; und wenn mir ein Katholicke das Bildnis eines Heiligen zeigt, so betrachte ich an demselben mit eben so vieler Aufmerksamkeit die Kunst, als er sein Gebet an denselben richtet. —

Freyburg hat einen Bischof, der hier wohnet, und den Titel eines Bischofs von Lausanne führet. Es giebt hier viele angesehene und artige Familien, und besonders ist der Ort zur Zeit der Fastenlustbarkeiten sehr angenehm; er scheint aber wenig vermögende Bürger zu haben.

Zwischen Freyburg und Bern liegt eine Einsiedlerei, welche für eine große Merkwürdigkeit gehalten, und oft von Fremden besucht wird. Die Gegend umher ist eine wahre melancholische Einöde; man siehet nichts als Wälder und Felsen, und in der Tiefe rauschet ein Fluß in einem ungestalten, mit Steinen erfüllten Beete vorüber; man erblickt weder Dörfer noch Landhütten, und die tiefe Einsamkeit,

und

und die Ernsthaftigkeit der Natur flößet der Seele ein gewisses ruhiges und schwermüthiges Wesen ein. In dieser Gegend haben einige Einsiedler nach einander einen rohen Felsen so bearbeitet, daß sie in demselben eine geräumige Kirche, eine Sacristey, einen Saal, einige Wohnzimmer, eine Küche und einen Keller gebauet haben; und itzt pflegt daselbst immer ein Einsiedler mit vieler Bequemlichkeit zu wohnen. Man mus erstaunen, so geschickt ist alles in dem Felsen angelegt und ausgearbeitet. Auch ist ein Theil des Felsens eben gemacht, darüber gute Erde gelegt, und ein kleiner Garten angebauet; nicht weniger sind an dem Felsen einige Quellen, welche Wasser für den Garten und für den Tisch geben. Also giebt der Felsen seinem Einwohner alles, was er zu seinen irdischen Bedürfnissen, und zu seiner Vorbereitung auf die andre Welt nöthig hat. Im Sommer läßt es sich hier in der That sehr angenehm wohnen; im Winter ist es, wie man leicht begreift, sehr kalt, und die Wege umher sind verschneit, daß der Einsiedler selten wohin kommen kan. Es ist gemeiniglich ein alter Greis, der diese Einsiedelei

bewohnt;

bewohnt; er hat oft Besuche von Fremden, die ihn auch zu beschenken pflegen, und des Sonntags kommen einige Bauern aus den zerstreuten Hütten, und halten bei ihm ihren Gottesdienst. Seine Bibliothek, die ich bei ihm fand, war ein Calender und ein Gebetbuch. Wenn in solcher Gegend ein dichterisches Genie bei einer guten Bibliothek lebte, so glaube ich, könnte man von demselben einige schöne Betrachtungen erwarten, zu welchen die Einsamkeit und die Natur hier einladet.

8.

Die Stadt Zürch liegt in einer angenehmen Gegend, an dem äußersten Ende des Sees. Unter ihre vornehmsten Merkwürdigkeiten werden das Zeughaus und die Bibliothek gerechnet; der Stand ist nach Bern der mächtigste, und man sagt, daß die Bürger sich viel auf den ersten Rang, den sie in der Eidgenossenschaft haben, zu gute thun. Die Lebensart ist gesittet, und unterscheidet sich durch ein gewisses stilles und gefälliges Wesen. Vornehmlich bemerket man in Zürch einen großen Reichthum, wovon die Fabriken und Manufakturen die

Quellen sind; und man schreibt ihnen nicht nur viele natürliche Geschicklichkeit, sondern auch viele Arbeitsamkeit und Geduld zu; dabei arbeiten sie wohlfeil, und eben dadurch wird ihnen der Verkauf sehr erleichtert. Viele müßige Hände werden beschäftiget; und ein Theil von Landleuten, die der Ackerbau entbehren kan, findet, außer dem geringen Bürger, Arbeit und Unterhalt; besonders werden viele arme Kinder, die noch für die Landarbeiten zu schwach sind, in den verschiedenen Beschäftigungen der Manufakturen zu einem Fleis angehalten, wodurch sie sich frühzeitig gewöhnen, der Gesellschaft nützlich zu werden, und wodurch sich ihre Fähigkeiten und Talente entwickeln, die sonst verborgen geblieben wären. So wenig man es vielleicht glaubt, so ist es doch gewiß, daß durch Manufakturen, Fabriken und Handel, das Genie einer Nation belebt wird, und einen gewissen Schwung erhält, wodurch es zu höhern Künsten näher gebracht wird.

Zürch ist wegen einer doppelten Reformation merkwürdig, in Ansehung der Religion und des Geschmacks, und die Herren Bodmer und Breitinger haben sich gewiß um diesen eben so

viel

viel Verdienste erworben, als Zwingel um iene; selbst Deutschland hat ihren Bemühungen nicht wenig zu danken. Einige haben mich versichert, daß die Zürcher eine weit größre Achtung gegen die Religion haben, als andre reformirte Oerter in der Schweiz; auch ist man hier mit der deutschen Litteratur bekanter, als in andern Städten. Selbst die Damen lieben hier die Lektüre deutscher Schriften, da hingegen in Bern kaum fünf Frauenzimmer vom Stande sein werden, die unsern Gellert oder Rabener gelesen, und die meistens kaum unsre besten Dichter den Namen nach kennen. Daher komt es ohne Zweifel auch, daß die Zürcher noch am besten mit der deutschen Sprache bekant sind, und sich selbst durch einen biegsamern und sanftern Ausdruck unterscheiden.

Von Schafhausen kan ich Ihnen nicht viel merkwürdiges sagen. Die Stadt ist ganz artig gebauet, und hat eine gute Lage. Der Handel macht die meiste Beschäftigung und den Wohlstand der Einwohner aus; es herscht ein gewisses munteres Wesen unter ihnen, und sie kommen in der Sprache und in den Sitten den Deutschen näher, mit welchen sie auch

mehr Umgang haben, als mit andern Schweizern.

Neuschatel bringt seinem souverainen Fürsten wenig baare Einkünfte ein; aber er steht wegen dieses Fürstenthums mit der Eidgenossenschaft in einer Verbindung, die ihm vortheilhaft ist. Das Land besteht größtentheils aus Bergen, die ausser wenigen Viehweiden meistens kahl und unfruchtbar sind; daher pflegt in diesen Gegenden sich eine grosse Menge von Künstlern, besonders von Uhrmachern aufzuhalten, welche die vortreflichsten Werke verfertigen, und sie selbst nach Frankreich verschicken. Alles ist mit Werkstätten angefült, und die Künstler besitzen eine bewunderns würdige Leichtigkeit im Arbeiten. Der Neuenburger, besonders der rothe Wein, gehört unter die besten, und kommt, wenn er einige Zeit alt ist, dem Burgunder sehr nahe; dieser Wein wächst auf den Bergen, die sonst nicht zu gebrauchen wären, in einem reichen Ueberfluß. Die Neuenburger reden zwar Französisch, aber nicht so gut, als man es in dem welschen Gebiete des Canton Bern hört; sie sind übrigens von einem lustigen und artigen

Wesen.

Wesen. Der See in diesem Fürstenthum ist einer der schönsten in der Schweiz, und sehr fischreich; am Ufer desselben liegt die Stadt Neuschatel auf zweien Hügeln, und hat um sich her schöne Weinberge, und angenehme Landhäuser. So wohl die Lage der Stadt, als auch die feinen Sitten ihrer Einwohner ziehen ihr den Besuch und den Aufenthalt vieler Fremden zu; man lebt hier wohlfeiler, und die Gesellschaften sind sehr artig. Ihre Verbindung mit der Eidgenossenschaft ist der beste Schutz ihrer Freiheit, und ihrer Privilegien; und daher leben sie ohne Zwang und glücklich, wenn sie gleich einen souverainen Prinzen haben. Die letzten Unruhen, welche die Stadt gehabt, sind zu bekant, als daß ich sie erst erzählen dürfte; vielleicht hatten sie die Liebe zur Freiheit zum Grunde, die aber in eine Unbändigkeit ausartete.

Jetzt komme ich auf einen Ort, der mir vorzüglich gefallen hat, und von welchem ich noch ein gewisses entzückendes Andenken habe; es ist die Insel, die im Bielersee liegt, und nach Bern gehört. Die Stadt Biel ist ein unerheblicher Ort; aber die Gegend ist reizend,

 und

und nichts kan bezaubernder sein, als die Lage der gedachten Insel in der Mitte des Sees. Sie ist so groß, daß sie einen angenehmen Wald, einige schöne Wiesen, und einige kleine mit Wein bepflanzte Hügel hat; es liegt auf derselben ein Haus, worin man bewirthet werden kan, und ein Saal, der im Herbst bei der Weinlese zum Tanzen gebraucht wird. Von dieser Insel sieht man nicht nur am Ufer einige Städte liegen, sondern auch eine Menge von Dörfern und Landhäusern, und hinter denselben ist die ganze reizende Gegend mit Hügeln vol Weinstöcken, und mit Bergen umkränzt, die hin und her kahl, meistens aber mit Bäumen bewachsen sind. Dieses Lustrevier verdient vorzüglich einen Dichter und einen Maler. Auf dieser Insel pflegt man sich im Herbste vornehmlich zu belustigen, wenn die Weinlese gehalten wird; alsdenn kommt von den benachbarten Landhäusern und aus den Städten umher hier an den Sonntagen eine große Menge von Vornehmern und Geringern zusammen, und es ist ein Vergnügen, den Lustbarkeiten beizuwohnen. Ueberal ist der See mit kleinen Fahrzeugen bedeckt, auf welchen eine muntere

Gesel-

Geselschaft nach der andern, oft unter einer angenehmen Musik, nach der Insel fährt, da speiset, spatzieren geht und tanzet. Wenn man nach einem vergnügt zugebrachten Tage am Abend zurückkehrt, so hört man auf allen umherliegenden Dörfern die laute Fröhlichkeit der Landleute, die das Fest der Weinlese viele Tage hinter einander mit Schmaus und Tanz feiern, und wenn man ihren Vergnügungen zusehen wil, so freuen sie sich noch mehr darüber, sind gesittet und gefällig, begegnen dem fremden Zuschauer mit vieler Höflichkeit, bringen ihm von ihrem Wein, und oft ein artiges Mädchen, um mit ihr zu tanzen.

Unter die vorzüglichsten Städte in der Schweiz gehören ohne Zweifel Lausanne und Genf. Sie sind beide wegen ihrer Akademien merkwürdig, und wurden vordem so wohl von vielen Engländern, und andern Fremden, als auch von einigen deutschen Prinzen aus den vornehmsten Häusern besucht.

Lausanne wird jetzt wenig mehr von Auswärtigen gewählt, ob es gleich ein überaus angenehmer Ort ist, der so wohl gute Geselschaften, als auch alle einem jungen Herrn vom

Stande nöthige Gelegenheiten hat, in der französischen Sprache, und in den Ritterübungen mit leichter Mühe einen glücklichen Fortgang zu machen. Viele vornehme Familien aus dem so genanten Pais de Vaud haben hier ihren gewöhnlichen Aufenthalt, und geben den Fremden nicht nur in der Stadt Assembleen, sondern verschaffen ihnen auch auf ihren Landhäusern viel Vergnügen. Der größte Theil des hiesigen Adels ist in französischen Diensten gewesen, oder steht noch darin; die meisten Herren haben gereiset, und es ist bekant, daß sie eine feine Lebensart besitzen. Die französische Sprache, die hier allein herscht, wird gut, und besser geredet, als in manchen Provinzen von Frankreich. Die Stadt und das Land steht unter Bern, woher es auch Landvögte empfängt. Ausser einigen Aemtern, die den Einwohnern in dem Magistrate noch gelassen sind, sind sie von allem Eintrit in die Berner Regierung ausgeschlossen; man betrachtet sie nicht als Mitbürger, sondern als Unterthanen, und da sich unter denselben viele alte vornehme Familien befinden, so sagt man, daß sie mit ihrem bürgerlichen Zustande nicht

sehr

sehr zufrieden wären, und eben nicht viele Liebe gegen die Herren von Bern hätten. Vielleicht ist auch das Betragen dieser Herren selbst schuld daran, daß sie wenig geliebet werden; wenigstens wil man von den Landvögten behaupten, daß sie oft ihre anvertrauten Rechte misbrauchen, und ihr Ansehen zur Unterdrückung, und zu stolzen herschsüchtigen Eingriffen anwenden, die in einem republikanischen Staate immer mehr Misvergnügen, als in einem andern, erregen. Gegen Personen, die ihrer ehemaligen Freiheiten und Vorzüge beraubt sind, und die von ihren Mitbürgern, mit welchen sie regieren könten, beherschet werden, solte man allemal eine gelinde Aufführung beweisen, und das Ansehen des Befehlshabers durch ein sanftes und gefälliges Betragen zu mindern suchen. Die Meinung, welche die Menschen in republikanischen Einrichtungen von ihren Rechten haben, gesetzt sie sei auch nicht ganz richtig, ist ihnen doch so eigen, und sie halten darüber so zärtlich, daß man immer vorsichtig sein solte, um sie nicht zu beleidigen. Die Einwohner in Lausanne leben meist von den Fremden; wenige haben eigenes Vermögen; die meisten sind

arm, und die Landleute ernähren sich vornehmlich vom Weinwachs. Die französischen Flüchtlinge hatten hier Fabriken angelegt; man sieht aber itzt fast nichts mehr davon. Da die Landleute, anstat daß sie in andern Gegenden sich meistens mit dem Ackerbau und der Viehzucht beschäftigen, sich hier auf den Weinbau legen; so kommt es auch wohl daher, daß sie mehr der Schwelgerei beschuldiget werden, und es ist gewiß, daß sie bei dem Ueberfluß des Weins auch weit wollüstiger sind. Diese üppige Lebensart beraubt die Einwohner des Pais de Vaud oft ihres Vermögens, und es ist zu befürchten, daß die Armuth noch mehr einreisse. Um ihren Neigungen genug zu thun, lassen sie sich oft von den Herren von Bern Geld vorschießen, und diese sind dazu vielleicht zu willig; nach weniger Zeit sehen sich die Leute genöthiget, ihren vornehmen Gläubigern Land, Häuser und Weinberge abzutreten, weil sie nicht bezahlen können. Man kan leicht denken, wie viel Unordnung dadurch unter den Landleuten entstehet; auch sind diese am meisten geneigt, ihr Vaterland zu verlassen, und ihr Glück in andern Ländern zu suchen.

Uebri-

Uebrigens hält man durchgehends das Pais de Vaud für das Tempe der Schweiz, und vielleicht findet man auch nirgends schönere Aussichten, als in diesen Gegenden. Das Klima ist hier weit wärmer, und sanfter, als in den übrigen Theilen des Landes; überal liegen die angenehmsten Städte, und Landhäuser und Landvoigteien, dabei hat man recht begeisternde Aussichten in Weinberge, und in ferne große, theils kahle, theils bewachsene Gebirge, die sich in die Wolken erheben, und auf ihren Häuptern mit Schnee bedeckt sind, so daß man in diesen Gegenden das Reizende und das Fürchterliche, den Sommer und den Winter vor den Augen hat; und nicht wenig trägt der Lausanner See auch zur Verschönerung dieser Landschaft bei. Der durch seine weitläuftigen Reisen berühmte Tavernier glaubte nirgends eine schönere Aussicht gefunden zu haben, als in diesen Gegenden, und kaufte sich ehemals das Städtchen Aubonne, um daselbst seine Tage zuzubringen; und ich habe viele Reisende versichern hören, daß sie nirgends auf dem ganzen Erdboden vergnügter leben würden, als in dem paradisischen Pais de Vaud.

Weit berühmter, als Lausanne, ist Genf, und auch weit volkreicher und reicher. Man glaubt, daß sie vor allen Städten Helvetiens den größten Reichthum besitze, und dieses ist auch nicht zu verwundern, da sie eine größere Menge von Manufakturen und Fabriken, und den ausgebreiteten Handel hat. Der See, an welchem sie liegt, und welcher im Sommer von dem auf den anliegenden Bergen schmelzenden Eis und Schnee sehr anwächset, vermehrt die Schönheit ihrer Lage; nicht wenig trägt auch dazu die Rhone bei, welche die Stadt in drei Theile zertheilt. Sie liegt größtentheils auf einer Höhe, von welcher zwar die Aussicht durch verschiedene Reihen von Bergen eingeschränkt ist, die aber doch so weit entfernt sind, daß man noch immer die angenehmsten Gegenden vor sich sieht. Diese Berge beschützen Genf vor den Winden; aber nicht vor dem Nordwind, der indessen die eingesperte Landschaft von den schädlichen Dünsten reiniget. Wegen der Alpen, die Genf umgeben, geht die Sonne hier später auf, und zeitiger wieder unter, als an andern Orten, und wenn sie hier schon untergegangen ist, so sieht man oft noch eine

halbe Stunde nachher die Spitzen der benachbarten Gebirge erleuchtet. Die Aussicht ist sonderbar, aber sehr ergötzend. Auf der einen Seite erblickt man eine lange Kette von Bergen, die von Viehweiden, und von Weinstöcken bedeckt sind; auf der andern zeigen sich nackte rauhe Felsen, deren verschiedene steile Absätze hundert romantische Gestalten bilden, und hinter welchen Klüfte liegen, und in einer weitern Entfernung von vielen Meilen ungeheure Schneegebirge sich empor heben. Auf der Südseite ragen die Berge nicht so merklich empor, und daher hat man auch eine weite ununterbrochne Aussicht, in welcher besonders der See mit seinen Ufern merkwürdig ist. Wenn man an seinen Ufern hinfährt, so hat man verschiedene Aussichten von Wäldern, Weinbergen, Wiesen, Kornfeldern, die daran liegen, und sich bis an die unfruchtbaren Felsen und steilen Gebirge ausbreiten.

Genf macht, wie bekant, einen eigenen kleinen Staat aus, und die Regierung ist sehr gelinde. Dem ohngeachtet hat man hier von Zeit zu Zeit heftige Unruhen und Streitigkeiten zwischen dem Magistrat und der Bürgerschaft

schaft gesehen, die vor ein paar Jahren wieder ausbrachen, aber durch die Mediation von Frankreich, Bern und Zürch nach vieler Mühe gestillet sind. Die Vertreibung der Reformirten aus Frankreich hat das meiste beigetragen, Genf zu einer neuen Stadt zu machen, und ihr eine ganz andre Gestalt zu geben. Je mehr die Büger durch Fabriken und den Handel reich geworden sind, desto mehr haben sie auch auf die Verschönerung der Stadt angewandt, die alten Häuser niedergerissen, und an ihrer Stelle neue erbauet, so, daß die Fremden, welche Genf vor ungefähr 40 Jahren gesehen, es kaum mehr kennen würden. Vor den Thoren liegen vortrefliche Gärten, und Spatzierplätze. Vor der Ankunft der französischen Flüchtlinge wolte Genf wenig sagen; diese haben die Stadt in rechte Aufnahme gebracht; so wohl die Sprache, als die Religion zogen sie nach diesem Orte hin. Die Anzahl ward so groß, daß sich ein guter Theil genöthiget sahe, sich wieder wegzubegeben. Zwar beklagte sich das Volk sehr über ihre Ankunft, weil dadurch die Lebensmittel zu einem höhern Preise stiegen; allein der Magistrat, der nicht auf das Gegenwärtige, sondern auf

die

die künftigen Vortheile sahe, gab vielen Armen Wohlthaten, und vielen das Bürgerrecht. Die engen Gassen erweiterten sich, und wurden mit Kausladen und Magazinen angefült; und man glaubte hier eine beständige Messe zu sehen. Savoyen, Piemont, Meiland, Venedig, Genua, ganz Italien schickte seine Kaufleute nach Genf, um einzukaufen. Die Stadt wimmelte von einer Menge von Fremden. In dieser Zeit wurden die Festungswerke der Stadt verbessert, die Gassen verschönert, die Plätze mit Springbrunnen geziert, und das Land mit Gärten und Lusthäusern angebauet. Wenn iezt gleich der Handel der Stadt noch beträchtlich ist, und viele Kaufmannsgüter hier durch aus Frankreich, Italien und Deutschland geführet werden, so hat doch Genf vieles von seinem alten Glanze verloren, und man sagt, daß die Einwohner selbst ihr Glück verringert haben. Einige Privatpersonen glaubten, daß sie den Handel besser, als andere verstünden, fiengen, an ihre Aussichten zu erweitern, und legten in Turin Häuser an, wohin sie englische Tücher kommen liessen; ähnliche Einrichtungen machten sie in Meiland, und in andern

italie-

italienischen Städten. Dadurch wurden den Kaufleuten in Italien die Augen geöfnet; sie kauften iezt die Waaren auf der Stelle ein, und sparten die Kosten der Reise. So bald ein Haus diese neue Einrichtung getroffen, so folgten mehrere nach, und viele französische Flüchtlinge liessen sich in Genua, Turin und Livorno nieder. Dadurch hat der Handel in Genf unendlich verloren, dahingegen Savoyen und Piemont gewonnen haben.

Viele vornehme Deutsche und Engländer, und besonders verschiedne deutsche Prinzen, haben in Genf ihre Erziehung gehabt. Ausser der Akademie und den öffentlichen Büchersaal hat ein Fremder hier den Vortheil, die artigsten Geselschaften zu besuchen, und sich in der französischen Sprache zu üben. Auch zu den ritterlichen Leibesübungen findet man hier alle erwünschte Gelegenheit. Dabei ist die gute Luft, die schöne Lage der Stadt, die Artigkeit der Einwohner, und die beständige Durchreise so vieler Fremden, die nach Italien gehen, oder aus Italien nach Frankreich, unstreitig auch ein Bewegungsgrund, daß viele Herren diesen Ort erwählt haben, um sich in den

Wissen=

Wissenschaften und in den Sitten zu bilden. Allein seit einigen Jahren wird Genf von fremden Herren vom Stande nicht mehr so fleißig besucht, als vormals; die meisten reisen nach einem kurzen Aufenthalt durch; es ist in der That Schade, daß die Stadt auch von dieser Seite in Verfal kommt, da sie zur Erziehung junger Herren so bequem ist.

Die Lutheraner haben in einem besondern Hause ihren Gottesdienst, und ihren eigenen Prediger; übrigens haben sie in der ganzen Schweiz keine Kirche. Die protestantischen Cantons sehen Genf als einen Hof an, wohin sie ihre Kinder schicken, um sich in der Sprache und in den Sitten zu bilden; die hiesige feine Lebensart ist eine glückliche Mischung der französischen und italienischen Manieren, und ich habe manchen deutschen Landjunker gesehen, der hier zu einem artigen Herrn geworden. Die Berner pflegen ihre Söhne, auch wohl ihre Töchter, zu ihren Anverwandten auf den Landvoigteien zu schicken, die im Pais de Vaud liegen, oft auch nach Lausanne, und in die am Lausannersee gelegenen Städte, um die französische Sprache zu lernen.

9.

Bisher, liebster Freund, habe ich Ihnen die vornehmsten Städte der Schweiz beschrieben; iezt fahre ich fort, Ihnen auch etwas von denen zu sagen, die weniger schön und berühmt sind, und die in dem rauhern Theile von Helvetien liegen. Zuerst komme ich auf die so genanten vier Waldstädte, Lucern, Uri, Schweiz und Unterwalden.

Lucern ist fruchtbar, besonders an Getraide, und hat eine einträgliche Viehzucht; der Canton ist unter den katholischen der mächtigste, und hat der römischen Religion immer mit vielem Eifer angehangen, daher auch der päbstliche Nuncius in dieser Stadt seinen Siz genommen; die Einwohner sind sehr bigott, und man beschuldigt sie des Verfolgungsgeistes; von der Stadt ist eben nichts merkwürdig, als daß sie in einer guten Gegend liegt, und daß von hieraus viele Waaren aus Italien, und wieder zurück, über den berühmten Gotthardsberg gebracht werden.

Uri hat mehr rauhe Gegenden, als Lucern; es besteht aus lauter hohen Bergen, die oben

mit

mit ewigem Eis und Schnee bedeckt sind; indessen hat es schöne und fruchtbare Weiden, und auf den Alpen gehen im Sommer viele Heerden. Man hat hier keine Städte, sondern nur Flecken und Dörfer; die Einwohner sind von der Cultur der Sitten und des Geistes ganz entblößt, führen eine rauhe und arbeitsame Lebensart, halten sehr auf ihre Freiheit und auf ihre Waffen, und legen sich allein auf den Landbau und die Viehzucht, welches nebst dem Kriegswesen ihre ganze Kunst ausmacht. Da die Regierung demokratisch ist, so herscht hier auch eine gewisse Gleichheit der Sitten in der äußern Aufführung. Geschmack und Wissenschaften mus man hier nicht suchen; und der Aberglaube ist hier ein eben so großes Heiligthum, als die Freiheit. Altorf heißt der Hauptflecken des Landes; er hat viele schöne und große Häuser.

Fast eben so, wie der Canton Uri, sieht auch Schweiz aus. Dieser Canton hat ebenfals keine Städte, sondern nur Flecken und einzelne Häuser. Die Einwohner sind hart, tapfer und große Freunde der Freiheit, und sollen von den Cimbriern ihren Ursprung her-

leiten. Die oberste Gewalt ist bei der Landes-gemeine, worin alle Mannspersonen, die 16 Jahr alt sind, Siz und Stimme haben. Der Hauptflecken Schweiz liegt in einem angenehmen Thale.

Eben so wenig hat Unterwalden Städte; sondern nur Flecken, Dörfer und zerstreute Häuser. Die Lebensart der Einwohner hat noch die alte Einfalt. Merkwürdig ist es, daß sich eben in den drei Cantonen, Uri, Schweiz und Unterwalden, welche zuerst das Joch abschüttelten, und sich in einen ununterwürfigen Stand sezten, die Liebe zur Freiheit am längsten und am stärksten erhalten hat. So herscht auch in diesen Gegenden die meiste Einfalt und Gleichförmigkeit der Sitten, die sich gegen alle mächtige Beispiele des Gegentheils unüberwindlich erhält. Wenn man in diese Cantons kommt, so solte man glauben, daß sie mit den übrigen in keiner Verbindung stünden; nichts kan einen größern Kontrast ausmachen, als die Lebensart in Bern oder Genf, und die in den gedachten Oertern. Unterwalden hat einen besondern Vorzug wegen seines Reichthums an Obst und Vieh, und wegen der schönen Weiden

den auf den Bergen, und des Grases in den Thälern. In diesem Waldstädter Gebiete wächset sehr wenig Wein.

Der katholische Canton Zug beträgt ungefähr ein Paar Meilen in der Länge, hat aber gute Weiden, viel Getraide und Früchte, aber wenig Wein. Der beste Wein, den ich in der Schweiz gefunden, ist ausser dem rothen Neuenburger der so genante Ryfwein, der im Berner Gebiete zwischen Lausanne und Vivay am Genfersee wächset; er giebt dem alten Rheinwein nichts nach, und hat einen angenehmen Geschmack, und einen geistreichen Geruch.

Der Canton Glarus ist vermischter Religion; er ist an den meisten Seiten mit sehr hohen Bergen umgeben, die grösstentheils mit beständigem Eise und Schnee bedecket sind, dem ohngeachtet hat er fruchtbare Thäler, guten Heuwachs und Viehzucht, viele tausend Rinder, Kühe, Pferde und Schafe, womit die Einwohner einen beträchtlichen Handel treiben. Auf dem Freyberge in diesem Canton halten sich die meisten Gemsen auf, weil sie nur im Herbste von einer kleinen Zahl beeidigter Jäger

geschossen werden dürfen; ieder Landmann bekömmt zu seinem Hochzeitschmause zwei Stück. Vor dem Hauptflecken Glarus versamlet sich alle Jahre einmal die Landgemeine unter freiem Himmel, zu welcher alle Mannspersonen vom 16ten Jahre an Zutrit haben, und wovon der Landamman, und der Landesstadthalter die Häupter sind.

Appenzel ist der lezte Canton im Bunde der Eidgenossenschaft. Das Land ist in einigen Gegenden rauh und unfruchtbar, in andern aber hat es gute Viehweiden, Getraide, und einen nothdürftigen Anwachs von Wein, keine Städte, und nur einige Flecken und Dörfer, oder zerstreuete Häuser. Das merkwürdigste ist die Leinewand, wovon hier jährlich viele tausend Stück gewebet, und nach Frankreich, Italien, Spanien und Deutschland ausgeführet werden. Die höchste Gewalt ist bei der Landesgemeine; der Hauptflecken gleiches Namens liegt in einem fruchtbaren und angenehmen Thale.

Sie wissen, daß die Schweiz ausser den 13 Cantons, welche die Eidgenossenschaft eigentlich ausmachen, noch verschiedene so genante

nante zugewandte Oerter in seinen Bund aufgenommen hat; und es giebt verschiedene Städte, denen sie ihren Schutz zugestehet. Allein man mus merken, daß die zugewandten Oerter nicht allemal mit der ganzen Eidgenossenschaft, sondern meistens nur mit einigen Cantons in Verbindung stehen. Die vornehmsten unter den Bundesgenossen sind die drei Bünde der Graubündner, und Wallis. Der größte Theil von Graubünden besteht aus Bergen; die Thäler geben Getraide, Obst und vieles Heu. Die romansche oder churwälsche Sprache wurde hier vordem am meisten geredet; iezt breitet sich aber die deutsche Sprache immer mehr aus. Das Graubündner Land ist ein Theil von dem alten Rhätien; der heutige Name der Einwohner, lateinisch Cani, französisch Grisons, Graubündner, sol daher seinen Ursprung haben, weil sie ehedessen Kleider von ihren grauen Landtüchern getragen, oder nach einer bessern Meinung, weil sie durch diesen Namen zu verstehen gegeben, daß sie die alten beständigen Einwohner dieser Lande gewesen. Die Regierungsart ist überal demokratisch. Die Hauptstadt der Graubünden ist Chur, in wel-

cher weniges merkwürdig ist, ausser das Collegium philosophicum, worin zwei Professores lehren; ausserdem ist hier noch eine lateinische Schule. Dadurch wird der Barbarei noch einigermaßen gewehret, die sonst in diesen abgelegenen Gegenden noch mehr einreißen würde; und einige Kentnis der Wissenschaften wird dadurch noch erhalten. Der Bischof von Chur ist ein Reichsfürst, der auch den Reichstag wirklich beschickt. Das gemeine Volk hält sehr auf seine Freiheit; sie sind gute Soldaten, und ihr Land ist unüberwindlich. Denn da es voller Felsen und Gebirge ist, so kan es nicht allein nicht leicht angegriffen werden, sondern es würde auch wenig eintragen. Man mus sich wundern, wenn man in diese Gegenden kommt, daß die Einwohner in diesem rauhen Lande bleiben, und dafür nicht einen schönen Aufenthalt in Italien, Frankreich oder Deutschland vorziehen. Vieh, Milch, Butter und Käse sind ihre Einkünfte; ausserdem ziehen sie etwas von den Kaufmannsgütern, die hier aus Italien nach Deutschland und aus Deutschland nach Italien übergebracht werden. Die Einwohner in dem schönen, großen und volkreichen

reichen Thale Engadin, welche alle der evangelischen Religion zugethan sind, und aus welchen die meisten Pfarren in den drei Bünden besetzt werden, haben die Bibel und die Psalmen in ihre romansche Sprache übersetzt. In diesem Thale sind die mineralischen Wasser von St. Moritz, welche für das stärkste Sauerwasser in der Schweiz und in Deutschland, und stärker als das Pyrmonter, gehalten, und vornehmlich vom italienischen Adel besucht werden; dabei ist hier die Luft sehr gesund und rein; oft sind die Brunnengäste im Julius und August genöthiget einzuheizen. Von der Stadt Plürs in Graubünden ist jetzt nichts mehr zu sehen. Sie war vordem ein ansehnlicher Ort, und hatte schöne Gebäude und Kirchen, und eine gewölbte steinerne Brücke über die Maira. Allein gegen Mittag war sie von dem wasserreichen und faulen Berg Cout oder Couto umgeben, von welchem sich 1618, den 15ten August gegen Abend, ein großes Stück plötzlich ablösete, und mit einem fürchterlichen Krachen so wohl über Plürs, als auch das benachbarte Dorf Schilano herfiel, und beide Oerter bedeckte, daß keine Spur davon übrig blieb. Jetzt

solte man niemals glauben, daß daselbst eine Stadt gestanden habe; auf ihrer ehemaligen Stelle ist nun eine Pläne, durch welche der Fluß Maira fließt. Das Schönste in den Graubünden ist unstreitig die Landschaft Veltlin. Dies ist ein ungemein fruchtbares Thal, welches in seiner Länge von dem Fluß Adda, der zugleich alle Waldwasser aufnimt, durchströmet wird, durch hohe Berge vor Nordwinden gesichert ist, und von den Sonnenstrahlen durchdrungen wird. Der Unterschied der Wärme bestimt auch die Fruchtbarkeit. In der Pläne des Thals, durch welche die Adda fließt, erblickt man Wiesen, Saatfelder, Weinberge, und mit Kastanien und andern Bäumen bewachsene Anhöhen in einer reizenden Abwechselung. An der Nordseite sind die schönsten Weinberge, welche den vortreflichsten Wein geben, der einer der besten in der Welt ist; über den Weinbergen sieht man an den meisten Oertern noch Aecker, Wiesen, Viehweiden. Den größten Ueberfluß hat die Landschaft an rothen Wein, der stark und zugleich angenehm von Geschmack ist, und ein Jahrhundert liegen kan; ie älter er wird, desto lieblicher und

gesün-

gesünder, und zugleich blasser wird er auch, daß seine rothe Farbe almählich ganz verschwindet. Man hat auch in diesem kleinen Paradiese Pfirsiche, Morellen, Feigen, Maronen, Kastanien und Melonen, auch Mandeln, Citronen, Granaten und andere edle Früchte.

Wallis, das mit den Schweizern in einem Bunde stehet, ist eigentlich ein grosses Thal, welches sich von Morgen gegen Abend erstrecket, auf der Seite nach Mitternacht und Mittag aber von hohen Bergen eingeschlossen ist, die wegen ihrer Höhe unter die merkwürdigsten von Europa gerechnet werden. Weil es sich vom Morgen gegen Abend zieht, so kan es überal den ganzen Tag über die Sonne genießen. Das Land ist ungemein fruchtbar, und das Klima sehr warm; schon im Mai geht die Erndte an, und endiget sich erst im October, so, daß die ersten Feldfrüchte im Grunde des Hauptthals, die andern in den Nebenthälern, und die leztern auf den Bergen gleich unter den Schneebergen gesamlet werden. Man findet hier viele gemeine und edle Baumfrüchte, und einen Ueberfluß an gutem Wein. Mitten durch dieses schöne Thal

fließt die Rhone, die hier auf dem hohen Berge Furke aus dem Gletscherwasser entspringt, daher sie auch eine milchweisse Farbe hat; mit großem Ungestüm stürzt sie bei ihrem Ursprunge von hohen Felsen herab, und ehe sie in die Ebene des Thals kommt, sieht sie als ein zusammenhängender Wasserfall aus. Auf ihrer Reise durch das Walliserland nimt die Rhone alle Bäche und kleine Flüsse auf, die von den Bergen kommen. Die Einwohner sind vorzüglich stark und gesund, und werden insgemein sehr alt. Es finden sich hier oft gemeine Leute und Tagelöhner, welche die vier Hauptsprachen des Landes, Französisch, Italienisch, Deutsch, und so gar Lateinisch fertig und zierlich reden. Aber viel Bigotterie herscht hier. Nur mit vieler Mühe konten einst zwei junge protestantische Reichsfürsten, von dem Bischof, der ein Reichsfürst ist, die Erlaubnis erhalten, daß ihnen der Wirth zu Sitten am Abend eines Fasttages Fleischspeise bereiten durfte; der Vorwand einer Unpäßlichkeit hatte erst den besten Erfolg. In funfzig Jahren hatte der feine Prälat wohl keinen Fürsten aus Deutschland in seiner Gegend gesehen. — Ein anderesmal stand eine

vornehme fremde Dame zu Sitten mit ihrem Strickzeug am Fenster. Plötzlich versammelte sich der Pöbel, und nicht ohne Mühe konte man die Fenster vor dem Einwerfen bewahren. Warum? Es war eben das Fest eines kleinen Heiligen; eine Dame strickte, und diese mußte nothwendig eine grosse Ketzerin sein. Man hat in diesem Lande verschiedene von Natur heisse Bäder, die so heiß sind, daß man gleich Speise darin kochen kan, und worunter das Leuckerbad das vornehmste ist, welches in einem mit hohen und wilden Bergen umgebenen Thale liegt. Dieses Bad wird im Sommer häufig besucht. Merkwürdig ist es, daß es unter den ewigen Schneebergen liegt, und zwar in einem so kalten Thale, daß das ganze Dorf da den Winter über nicht aushalten kan, sondern sich weiter herunter in das wärmere Wallis begiebt. Auf dieses Bad bezieht sich die schöne Stelle in dem Gedichte des Herrn von Haller über die Alpen:

Im Mittel eines Thals von himmelhohen Eise,
Wohin der wilde Nord den kalten Thron gesetzt;

Entsprießt ein reicher Brunn mit siedendem
Gebräuse,
Raucht durch das welke Gras, und senget,
was er netzt.
Sein lauter Wasser rint vol flüssiger Metallen,
Ein heilsam Eisensalz vergüldet seinen Lauf.
Ihn wärmt der Erde Gruft, und seine
Fluthen wallen
Vom innerlichen Streit vermischter Salze
auf.
Umsonst schlägt Wind und Schnee um seine
Fluth zusammen,
Sein Wesen selbst ist Feu'r, und seine Wellen
Flammen.

Die Hauptstadt, und die einzige im Walliserlande, ist Sitten, welche verschiedene Kirchen, einen Bischof, und ein Gymnasium hat; der beste Ort aber ist ein Flecken, St. Moritz, zwischen 2 Bergen an der Rhone, über welche eine steinerne Brücke gebauet ist, so daß man auf derselben zugleich von einem Berg auf den andern geht. Alles, was von dem Genfersee kommt, und durch das Land Wallis und über den großen St. Bernhardsberg geht, nimt sei-

nen

nen Weg durch diesen Ort; daher hier eine starke Niederlage und ein Paß ist. Noch ist dieser Ort in der Geschichte merkwürdig, daß im Jahr 888 Rudolph I. König von Burgund, in der hiesigen Abtey gekrönet worden, und weil in derselben die Reliquien des H. Moritz verwahret wurden, so sieht man, wie König Rudolph II. von Burgund, an König Heinrich I. die Lanze des heiligen Moritz habe abtreten können, die noch iezt einen Theil der deutschen Reichskleinodien ausmacht.

Die meisten Einwohner des Walliserlandes haben Kröpfe; welches man ihrem leimigten, sandigten und schweren Wasser zuschreibt. Die übrigen Schweizer sind mit diesem häßlichen Auswuchs ziemlich verschont, weil sie das reinste und schönste Wasser von der Welt haben. Das Wasser der Walliser, und auch eines Theils der Graubündner, wird für schädlich, und für die vornehmste Ursache der Kröpfe gehalten.

10.

Jezt, Freund, haben wir unsere Reise durch die merkwürdigsten Gegenden und Städte vollendet, und Sie haben schon einen großen

Unter-

Unterschied, sowohl in Ansehung der Fruchtbarkeit der verschiedenen Cantons, als auch der Sitten und Lebensart der Einwohner bemerkt. Wir gehen weiter, und wollen nicht nur noch einige Merkwürdigkeiten des gesamten Landes kennen lernen, sondern auch versuchen, ob wir aus den hin und wieder zerstreuten Zügen ein treffendes Bild von dem Charakter der Schweizer zusammensetzen können. Ich folge blos Ihrem Verlangen, Freund, da ich diese Materie unsrer Briefe noch nicht unterbreche; und ich erwarte von Ihnen den Wink, der mir gebietet aufzuhören. Dieses Land hat in meinen Augen so viel Reizendes, daß ich auch bei mir selbst eine gewisse Anlockung finde, es noch nicht zu verlassen, besonders, da ich iezt auf weit schönere Gegenden in meiner Beschreibung geleitet werde.

Die bekante Beschaffenheit einiger Theile der Schweiz, die Rauhigkeit der Alpen, die Menge von Felsen, Bergen und Wäldern ist wahrscheinlich die Ursache, daß dieses Land noch von vielen Auswärtigen für nichts mehr, als für eine Wüstenei gehalten wird. Allein das Rauhe und Fürchterliche in der Schweiz

ist

ist nur auf einige Gegenden eingeschränkt; wo übrigens die Natur nicht ganz unüberwindlich gewesen, da hat man ihr durch den Beistand der Kunst und durch Fleis ihre Unfruchtbarkeit genommen; und die Schneeberge, und die Gegenden, wo kahle Wände von Felsen und waldigte Gebirge empor steigen, oder steile Abgründe sich senken, erheben die Schönheiten derer, welche fruchtbar und angebauet sind. Das Land ist fast nichts als eine unaufhörliche Kette von Hügeln, Bergen und Gebirgen; zwischen diesen liegen die angenehmsten Thäler; die Plänen haben meistens ihre Erhöhungen und Vertiefungen, und hängen mit den Bergen zusammen. In den Zwischenräumen der Berge sieht man entweder Seen oder Flüsse, die durch ihre mannigfaltigen Krümmungen zwischen den Hügeln dem Auge einen entzückenden Anblick geben. In den meisten Gegenden sieht man mit schwindelnden Blicken einen Berg über den andern gesetzt, die drei bis sieben fürchterliche Absätze haben, und neben ihrer weiten Ausdehnung eine Höhe erreichen, die sich über die Wolken hinaus verliert. Bald darauf eröfnet sich wieder ein langes fruchtbares Thal, oder

eine freie Aussicht in gegenüber liegende Berge, die mit Menschen, Kirchen, Dörfern, einzelnen Häusern und Heerden gleichsam besäet sind; oder man kommt in einen angenehmen Wald, oder reiset neben ungeheuren kahlen Felsklumpen vorbei, die gelb und weis oder grau aussehen, und oft mit einigem Moos bewachsen sind, an manchen Oertern zu einer fürchterlich steilen Höhe empor ragen, und auf ihren Spitzen noch hin und wieder Ruinen von Klöstern und Schlössern zeigen. An iedem Orte hat die Natur neue Schönheiten, und überal ist für das Vergnügen der Mannigfaltigkeit gesorgt. Nichts ergötzt mehr das Auge, als die verschiedenen Ströme und Seen, deren Ufer mit Weinbergen und Landhäusern bepflanzt sind, hinter welchen die Natur prächtige Amphitheater von Gebirgen aufgeführt hat, die sich in der verdunkelten Ferne bis an den Himmel erheben. Auf allen Seiten rieseln Quellen neben den Wegen, oder es rauschen Wasserfälle mit einem angenehmen Lerm von den Felsen und von den Bergen, und zwar oft so hoch herab, daß sie aus den Wolken sich zu ergiessen scheinen. Oft glaubt man in einer langen waldigten Einöde

öde zu seyn; auf einmal ist man wieder auf einem schönen Hügel, von welchem das Auge eine freie Aussicht umher gewint, oder man reiset über den breiten Rücken eines Berges, der sich auf einige Meilen erstreckt, und vol von Gras und Getraide ist; ein ganzer Sammelplatz von Menschen und Hütten, mit den vortreflichsten Fruchtbäumen bepflanzt. Doch alle die schönen Abwechselungen in der Natur, die man in iedem Augenblicke auf der Reise wahrnimt, sind für eine prosaische Beschreibung zu reich und zu gros. Tausendmal habe ich mir das göttliche Gedicht über die Alpen auf der Reise laut vorgesagt; noch kan ich mich nicht enthalten, die Stellen niederzuschreiben, die mich am meisten gerühret haben, und die das stark malen, was ich nur gar zu matt erzählen würde.

Ein angenehm Gemisch von Bergen, Fels und Seen,
Fällt nach und nach erbleicht, doch deutlich ins Gesicht;
Die blaue Ferne schließt ein Kranz beglänzter Höhen,

Worauf ein schwarzer Wald die letzten
Strahlen bricht.
Bald zeigt ein nah Gebirg die sanft erhob-
nen Hügel,
Wovon ein laut Geblöck im Thale wieder-
hallt;
Bald scheint ein breiter See ein meilenlan-
ger Spiegel,
Auf dessen glatter Fluth ein zitternd Feuer
wallt;
Bald aber öfnet sich ein Strich von grünen
Thälern,
Die, hin und her gekrümt, sich im Entfernen
schmälern.

Dort senkt ein kahler Berg die glatten Wände
nieder,
Den ein verjährtes Eis dem Himmel gleich
gethürmt;
Sein frostiger Kristall schickt alle Strahlen
wieder,
Den die gestiegne Hitz im Krebs umsonst be-
stürmt.
Nicht fern von diesen streckt, voll futterreicher
Weide,

Ein

Ein fruchtbares Gebirg den breiten Rücken
her;
Sein sanfter Abhang glänzt vom reifenden
Getraide,
Und seine Hügel sind von hundert Heerden
schwer.

Der müßte ganz ohne Gefühl sein, der, wenn er in diese reizenden Gegenden kommt, wo die ganze Schönheit der Natur, und die Urbilder der Dichter und der Landschaftmaler ihre Heimat haben, nicht von einem lebhaften Vergnügen hingerissen würde, und der nicht das Glück derer rühmen solte, die in diesem Tempe wohnen.

O! fortunatos nimium, sua si bona norint!

Doch die Schweizer sind nicht gegen die Vorzüge ihres Landes unempfindlich; und sie wissen einem Fremden vieles von den Reizen der Natur, die sie vor Augen haben, zu erzählen. Wer nur einiges dichterisches Genie hat, mus in diesen Gegenden begeistert werden, und ich wundere mich nicht, daß Herr von Haller und Herr Geßner uns solche Meisterstücke in der malenden Poesie geliefert haben. Wenn solche

Genies vom ersten Range zugleich solche reizende Vorwürfe in der Natur vor sich haben; so hat man ein Recht, von ihnen die schönsten Gemälde zu erwarten.

Wegen der vortreflichen Aussichten thut ein Fremder wohl, wenn er entweder zu Pferde oder in einem offenen Wagen reiset; denn wenn man den Anblick der Gegenden in der Schweiz verliert, so verliert man etwas Wesentliches der Reise. Zur Nacht solte man in diesem Lande niemals reisen; am angenehmsten ist es, wenn man mit frühem Morgen aufbricht, und sich bei der Sommerhitze so einrichtet, daß man zu Mittage stille hält, und spät am Abend seine Tagereise endigt. Was diese Reisen noch bequem macht, das sind, wie ich schon bemerket habe, die guten Wege, die fast durch die ganze Schweiz, so weit es die Natur verstattet, eben gemacht, so breit, daß einige Wagen neben einander vorbeifahren, und an manchen Oertern mit schönen Fruchtbäumen besetzt sind.

II.

Nicht nur in den Städten, sondern auch auf den Dörfern findet man den vortreflich-

sten

sten Wein zu seiner Erfrischung auf der Reise, und da man hier beständig Eis haben kan, so erhält man darin den Wein auch in der größten Hitze kühl. Selbst in den Gegenden, wo eigentlich kein Wein wächst, trift man ihn für einen wohlfeilen Preis an; denn da die Flüsse schifbar sind, so bringen sie den Wein auf denselben zu andern Städten und Dörfern hin, und vertheilen ihn durch alle Cantons.

Die Grade der Wärme und der Kälte sind in der Schweiz sehr verschieden. In dem Pais de Vaud ist die Wärme so stark, daß ausser dem schönsten Weine daselbst Kastanien, Mandeln, Citronen und andere edle Früchte, auch Lorbeern, und Rosmarienhecken wachsen, und diese leztern selbst im Winter in der freien Luft aushalten; da hingegen in andern Gegenden die Fruchtbarkeit bei weitem nicht so hoch steigt, und einerlei Art von Früchten oft in einer Entfernung von sechs Meilen fast vier Wochen später reif wird. Diese große Verschiedenheit des Klima in Gegenden, die fast unter einem gleichen Himmelsstriche liegen, hat ohne Zweifel ihren Grund in der nähern oder entferntern Lage derselben nach den Eisbergen, wo eine

beständige Kälte herscht, die sich durch die Winde mittheilet. Wenn man von Bern nach Lausanne reiset, so bemerkt man schon nach sechs Stunden eine weit wärmere Luft. Der Winter ist in diesem Lande nicht wenig strenge. Wir haben vier Monate einen beständigen Frost gehabt, und dieses ist eben nichts ungewöhnliches. Besonders ist hier die schnelle Abänderung des Wetters merkwürdig. Vielleicht ist kein Land auf der Erde mehr einer so geschwinden Veränderung von Hitze und Kälte unterworfen, als die Schweiz. Die vielen Gewitter und die heftigen Winde in der Schweiz haben ihren Grund in dem mit vielen groben Dünsten angefülten Dunstkreis, die in demselben fast beständige Veränderungen verursachen. In einer Stunde hatten wir das angenehmste Wetter; und gleich darauf Regen und Donner. Oft wechselt die Witterung eines Tages so ab, daß sie sich in die Stunden theilt, und bald die Luft mit Blitz und Donner, bald mit einer heitern Stille erfült ist. Oft dauret ein Donnerwetter viele Tage unaufhörlich fort, und es ist schrecklich anzuhören, wie es zwischen den Gebirgen tobet; allein, wenn sie hier

nicht

nicht so vielen Schaden verursachten, so ist es immer eine majestätische Scene, die ein angenehmes Schrecken erweckt, indem alle Echos dem Donner nachhallen. Sehr oft sind die Wetterwolken niedriger, als die Berge, und es sol ein prächtiges Schauspiel sein, von ihrer Spitze herab das Gewitter unter sich zu sehen. Manchesmal ist ein entsetzliches Donnern und Blitzen auf den Bergen, da in den benachbarten Thälern das heiterste und ruhigste Wetter ist; und manchesmal hingegen krachet alles in den Ebenen, da die angränzenden Berge von einem stillen Sonnenschein beleuchtet werden.

Da die Schweiz nicht nur sehr hoch liegt, sondern auch von den Alpen viele reinigende Winde empfängt, so ist die Luft hier sehr gut, und vielleicht giebt es auf dem Erdboden keine gesundere Gegend, als hier. In der That, wenn die Schweiz nicht die Alpen hätte, so würde sie eine schädliche Luft von der italienischen Seite her haben; allein die beständigen Bewegungen der Luft durch Winde und Gewitter bewahren sie vor aller Fäulnis, und man darf nur einige Wochen hier zubringen, um sogleich ihre reinen und stärkenden Einflüsse zu bemerken.

Manchmal sind Franzosen und Italiener mit einem guten Erfolg nach der Schweiz gereiset, um daselbst ihre Gesundheit wieder herzustellen. Zu den Vortheilen, die man hier für die Gesundheit findet, gehören noch die guten starken Speisen, die hier gewöhnlich sind, das reine Wasser zum Getränke, und die Bäder. Dieser bedienen sich die Schweizer sehr fleißig; der häufige Gebrauch derselben aber wird eine Art von Wollust. Indessen bleibt der mäßige Gebrauch der Bäder immer ein bewährtes Mittel zur Stärkung der Gesundheit; und man hat hier nicht nur mineralische Wasser für die Kranken, sondern auch gemeine Bäder, deren sich die Gesunden bedienen. Dabei macht der Aufenthalt in den Bädern einen Theil des Landlebens aus; und viele unter den Schweizern reisen bei starken Kräften und guter Gesundheit ins Bad, blos um sich zu vergnügen, und nicht nur die Ruhe und Erlösung von Geschäften und vom Zwange, sondern auch die Annehmlichkeiten der Geselschaft zu genießen. Hieraus läßt sich auch vielleicht das besondere Phänomen erklären, daß manche Damen, die viele Jahre lang unfruchtbar gewesen, aufhö-

ren es zu sein, wenn sie gewisse Bäder gebrauchen. Sie kommen oft nach einem kurzen Aufenthalt so gestärkt zurück, daß ihre Ehegatten mit Verwunderung die befruchtende Kraft der Bäder wahrnehmen. Der Ehemann, der gerne Erben hätte, und seiner Seits nichts dazu beitragen kan, überläßt seine Frau den wunderbaren Wirkungen irgend eines Gesundbrunnes, besonders in dem Berner Canton, und findet seine Wünsche nur selten unerfült.

12.

Die Schweiz ist sehr bewohnt, und viel volkreicher, als man auswärts glaubt. Die Anzahl der Einwohner wird auf zwei Millionen geschäzt; allein hiezu müßte man noch wohl diejenigen rechnen, die sich ausser Landes aufhalten; indessen, wenn man den kleinen Umfang der Schweiz betrachtet, so ist die Zahl der Menschen, die sich darin ernähren, noch immer groß genug. Ob gleich im Canton Bern ungefähr 370000 Seelen gezählet werden, so behauptet man doch, daß in demselben noch 70000 Menschen Wohnung und Nahrung haben könten. Diese Ausrechnung scheint fast

allen Glauben zu übersteigen; allein es ist an ihrer Richtigkeit kein Zweifel mehr, wenn man sieht, wie viele Landleute auf einem Fleck zusammen wohnen, und sich reichlich ernähren. Die Bevölkerung der Schweiz nimt jährlich ab, und man führet darüber die bittersten Klagen. Viele gehen ausser Landes, theils in fremde Kriegsdienste, theils in Colonien. Besonders wird der französische Antheil des Canton Bern sehr entvölkert, da die Einwohner durch ihre wollüstige und üppige Lebensart leichter eine Neigung bekommen, in fremde Länder zu gehen, wenn sie zu Hause nichts mehr übrig haben; und es ist ihnen nicht schwer, gute Dienste auswärts zu bekommen, da sie die französische Sprache reden, und man überal ein gutes Vorurtheil für die Schweizer hegt. Auch das Frauenzimmer des Pais de Vaud und des Neuenburger Gebietes gehen häufig aus dem Lande, da man sie gerne zu Gouvernanten in vornehmen Häusern braucht. Allein in England sollen sich über zwölf tausend Berner befinden, und es ist bekant, daß Paris vol von Schweizern ist. Vielleicht blieben sie mehr im Lande, wenn sie weniger ge-

sucht würden. Zu diesen Ursachen der Entvölkerung kan man noch die gar zu frühzeitigen Verheirathungen, und die wollüstige Lebensart der heutigen Schweizer rechnen; ausserdem sterben auf den Dörfern viele Mütter und Kinder bei der Geburt, weil sie selten von verständigen Personen Hülfe haben. Dieser Abgang an Einwohnern wird nicht wieder ersetzt, weil kein Fremder nicht nur kein Bürger werden, (es sei denn in den kleinen Städten,) sondern auch nicht einmal sein eigen Haus haben kan, und dabei ist er von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen.

Es ist bekant, daß ein ieder Schweizer verbunden ist, im Fal, daß ein Krieg entsteht, die Waffen in die Hand zu nehmen, und sein Vaterland zu vertheidigen. Mich deucht, daß eben dadurch die Helvetier eine ganz besondere Achtung verdienen. Sie verlangen keine ungerechten Eroberungen zu machen, noch die Ruhe und den Wohlstand fremder Völker zu untergraben. Sie sind mit dem Lande zufrieden, das sie bewohnen, und wenn sie gleich im Schweiße ihres Angesichts einen harten und steinigten Boden bebauen müssen, um ihm ihre Nahrung gleichsam abzuzwingen, so fallen

len sie doch nicht auf die Gedanken, fruchtbare Gegenden andern Menschen zu entreißen. Sie wollen die Güter der Natur und des Fleisses in ihrem Vaterlande ruhig genießen, und wissen, daß der Gebrauch der Waffen dem Menschen nicht anders erlaubt ist, als damit seine Freiheit zu schützen, und die Sicherheit seines Vaterlandes und seiner Familie vor ungerechten Anfällen zu bedecken. Sie sind in dem von dem übrigen Europa abgeschnittenen Erdstriche ruhig; aber die geringste Gefahr, die ihnen drohet, macht sie aufmerksam und gerüstet. Ihre Tapferkeit mus nothwendig lebhaft sein, da sie für keinen elenden Sold, oder aus Zwang für den Willen eines unruhigen Fürsten, sondern für ihre Freiheit, für ihre Güter, für ihre Familien, und also für das, was dem Menschen am theuersten ist, streiten. Zu dem kommt noch, daß ihre Leiber durch die Arbeiten des Ackerbaues abgehärtet sind. Lebten sie beständig in Garnisonen, so würde Müssiggang und Ausschweifung sie gewiß schwächen. Die Schweizer führen sehr gründliche Ursachen an, warum sie in Friedenszeiten keine beständigen Soldaten halten. Die Erfahrung, sagen sie, lehrt, daß

eine

eine fertig stehende Armee die Freiheit des Landes in Gefahr setzt, und oft nach ihrem Willkühr ganze Regierungen über den Haufen geworfen hat. Rom ist hiervon ein Beispiel gewesen, und der Ausspruch des Cicero: nec bene res geritur in Republica, ubi ſunt milites, et quidem armati, wurde durch den Untergang der Republik wahr. Ferner sind wenig Cantons reich genug, um iederzeit eine hinlängliche Anzahl Truppen zu erhalten; auch würde die Verschiedenheit der Macht, Neid, Furcht und Eifersucht unter den Bundesgenossen erregen; dadurch möchten die Cantons leicht in Unruhen verfallen, deren sich die benachbarten Prinzen zu ihrem Vortheil bedienen könnten. Um also die verschiedenen Regierungen in ihrer Freiheit und volkommenen Unabhängigkeit zu erhalten, um das Geld für die Zeiten des Krieges zu sparen, und um nicht die geringste Eifersucht bei den Bundesgenossen zu erregen, hält man keine beständigen Soldaten, ausser einer kleinen Garnison in Bern, Arau, Genf und auf den Gränzen von Solothurn, wo die Bürger bei den Thoren der Städte selbst die Wache halten müssen, zu welcher die Vornehmen gemeine Leute an ihrer statt schicken. In

In der That mus man die Aufmerksamkeit rühmen, welche die vereinigten Cantons anwenden, um Eintracht und Freundschaft unter sich zu erhalten. So verschieden auch die Denkungsarten der kleinen Staaten sind; und so sehr sie in Sachen, welche die Religion betreffen, unter sich getheilet sind, so wissen sie doch ein so gutes Vernehmen unter sich zu erhalten, daß keiner unter ihnen die Rechte des andern zu kränken sucht, sondern alle in den Gränzen ihrer ersten Einrichtung ruhig bleiben. Addison erklärt dieses vornehmlich aus der Natur des Volks, und der Beschaffenheit der helvetischen Regierungsarten. „Würden die Schweizer, sagt er, von Eifersucht oder Ehrgeiz belebt, so würde einer oder der andere von ihren Staaten augenblicklich über die übrigen herfallen; oder bestünden ihre Staaten aus so vielen Fürstenthümern, so könten sie zuweilen einen ehrgeizigen Prinzen zu ihrem Oberhaupte haben, welcher sich sodann mit seinen Nachbaren entzweien, und die Ruhe seiner Unterthanen seinem eigenen Ruhme aufopfern würde. Da aber die Einwohner dieser Länder natürlicher Weise von einem schweren phlegmatischen Tempera-

peramente sind; so thut es nichts, wenn auch einige von ihren vornehmsten Gliedern mehr Geist und Feuer besitzen, als ihr gewöhnlicher Antheil ist, weil solcher durch das kalte und bedächtliche Wesen der übrigen, die zugleich mit am Ruder sitzen, gar leicht gedämpft wird.„ Ausser diesem besteht die Schweiz meistens aus solchen Gegenden, worin es schwer ist, Eroberungen zu machen; die meisten Cantons sind mit Wäldern und Bergen verschanzt, und der Zugang zu ihnen kan mit leichter Mühe gesperret werden. Man findet unter ihnen wirklich keine solche Unordnungen, als man von einer so großen Menge von Staaten erwarten solte; so bald sich ein öffentlicher Bruch befürchten läßt, so sucht man ihm gleich durch Mäßigung und friedfertige Bemühungen zuvorzukommen. Und dieses ist der zweite Punkt bei dem Bündnisse der Eidgenossenschaft, da der erste die Vertheidigung ihres gemeinschaftlichen Vaterlandes betrift.

In Ansehung des Kriegswesens hat man solche Einrichtungen getroffen, wodurch alle Bürger und Bauern in einer guten Ordnung und in einer beständigen Bereitschaft erhalten

werden,

werden, sich auf den ersten Wink im Felde zu versamlen; und die Republik Bern ist das Muster, nach welchem sich alle übrigen Cantons gebildet haben. Die ganze Mannschaft vom Bürger bis zum Bauer ist vom 16ten Jahr an bis in das 60ste zum Soldatenstande eingeschrieben. Indessen pflegt man die Jugend oft noch früher einzuschreiben, wenn sie zum Abendmahle gegangen ist, und Stärke genug hat, die Waffen zu tragen. Ein ieder mus sich nicht allein seine Uniform und Gewehr, sondern auch allemal zwei Pfund Pulver, und vier Pfund Kugeln, nebst Brod auf vier Tage bereit halten. Zu der Reuterei werden die reichen Bauern, die ohnedies Pferde halten, erwählt. In dieser Bereitschaft zum Kriege mus sich ein ieder eingeschriebener Soldat, selbst in dem tiefsten Frieden, befinden; und es wird iährlich eine strenge Untersuchung angestelt, ob ein ieder die nöthigen Anstalten habe, in einer viertel Stunde unter den Waffen zu stehen. Alle Frühiahr müssen die Truppen exerciren.

Ausser den bestimten Exercitien übet sich auch das Landvolk zu verschiedenen Zeiten des Jahres im Schiessen, wobei oft die Obrigkeit

denen,

denen, welche den Vorzug haben, eine Belohnung ertheilet. Einige Schweizer machen auch unter sich eine Geselschaft aus, und setzen einen Preis auf die beste Geschicklichkeit im Schießen mit der Flinte, oder mit dem Bogen. So stellen ebenfals, um ihre Kräfte zu versuchen, ganze Dörfer eine Wette an, welcher von ihnen am stärksten im Ringen sei. Der Preis ist gemeiniglich ein Ochse oder mehrere. Zu dem Ende sucht ein jedes Dorf die stärksten aus, die es hat, und diese kommen an einem bestimten Platz zusammen, wo sie vor einer Menge von Zuschauern hervortreten, um mit einander zu ringen. Selbst die Obrigkeit billiget und unterstützt diese Uebungen; und in Bern ist eine Wache zugegen, die allen Unordnungen vorbeugt. Das Ringen geht ohne Blutvergießen und ohne Wuth ab. Der Beifal der Zuschauer, die Frolockungen, unter welchen der Sieger in sein Dorf einziehet, und die Ehre, einen Ochsen gewonnen zu haben, alles dies vereiniget sich, die Helden in ihrem Kampfe zu begeistern, und kein Feldherr kan nach einer gewonnenen Schlacht mit stolzern Minen vor seiner Armee erscheinen, als der

Ueberwinder vor den Augen der Dorfschaft sich sehen läßt. Das Fest endiget sich, wie gewöhnlich, mit einem Schmaus. Der Herr von Haller beschreibt das Ringen in diesen Zeilen:

> Wenn durch die schwüle Luft gedämpfte Winde streichen,
> Und ein begeistert Blut in jungen Adern glüht;
> So samlet sich ein Dorf im Schatten breiter Eichen,
> Wo Kunst und Anmuth sich um Lieb und Lob bemüht.
> Hier ringt ein kühnes Paar, vermählt den Ernst dem Spiele,
> Umwindet Leib um Leib, und schlinget Hüft um Hüft.

Der Berner Canton hat ungefähr 80000 bewafnete Leute, von welchen im Kriege 4000 zurück bleiben, das Land zu bedecken; die Bürger nehmen die Officierstellen ein. Zur Zeit des Krieges werden die Truppen bezahlt und unterhalten. Man hat durch die ganze Schweiz eine Einrichtung gemacht, durch welche

welche das Volk bei der ersten Gefahr auf einmal in den Waffen ist. Auf den höchsten Bergen sind gewisse brennbare Materien, und besonders trocknes Holz in Haufen aufgeführet, welche bei dem Anzug eines Feindes angezündet werden, von einer Entfernung zu der andern brennen, und den Einwohnern ankündigen, sich fertig zu halten. Alles eilt alsdenn zu seiner Compagnie. Man nennt diese Auffoderungszeichen Hochwachten. Auf diese Weise kan die ganze Schweiz innerhalb 24 Stunden in den Waffen sein. Unterdessen, daß sich alsdenn die Truppen eines ieden Cantons bei ihrer Hauptstadt versamlen, reiten gewisse Herolde auf den vornehmsten Strassen umher, und kündigen ihnen an, wohin der Zug gehen sol.

Man sagt, daß die Schweizer von den Diensten, die sie in andern Ländern thun, vielen Vortheil haben. Die Obrigkeiten verstatten die freiwillige Anwerbung in ihren Landen für solche Staaten, mit welchen sie in Freundschaft und in Bündnissen stehen; aber kein Bürger, Landmann und Unterthan darf zu fremden Kriegsdiensten gezwungen werden, noch sich darin ohne Erlaubnis der Regierung

begeben. Die Obrigkeiten heben oft für ihre Völker, die sie andern Ländern überlassen, ein jährliches Geld. Z. B. Freyburg und Solothurn von Frankreich; oder sie haben mit ihnen den Vergleich gemacht, ihnen dafür im Nothfal Hülfe zu leisten. Den meisten Vortheil ziehen davon so wohl die Unterthanen, als auch vornehmlich die Bürgerssöhne, die als Officiers bei den auswärts stehenden Truppen Ehre und Vermögen finden, besonders in den Holländischen Diensten. Es ist wahr, daß sich durch die auswärtigen Kriegsdienste das Landkriegesvolk verbessert; allein auch den Schaden nicht gerechnet, der dadurch in Ansehung der Entvölkerung, und zum Theil in Ansehung der Sitten entsteht, die gewiß nicht in auswärtigen Ländern verbessert werden; so wollen einige bemerken, daß durch die Theilung der Truppen in Piemont, Holland, Frankreich, u. s. w. eine nachtheilige Verschiedenheit der Gesinnungen, der Kriegsmaximen und Uebungen entstehe; und andere setzen hinzu, daß, da die Officiers meist Personen von jungem Alter sind, sie sich wenig im Ernste auf die Wissenschaft des Krieges legen, weil alle

ihre

ihre Gedanken nur darauf gehen, in den republikanischen Aemtern ihre Beförderung zu finden. Mit dem Schaden sind bei dergleichen Einrichtungen immer auch gewisse Vortheile verbunden, und es ist wenigstens gewiß, daß die Landleute durch auswärtige Kriegsdienste eine Geschicklichkeit erhalten, mit den Waffen umzugehen, wenn es gleich auch eben so gewiß ist, daß die alte Einfalt der helvetischen Sitten nicht wenig durch die französischen Dienste verdorben ist. Da die katholischen Cantons ärmer, als die protestantischen sind, so geben sie auch mehr, als diese, in auswärtige Dienste. Fast die meisten Herren vom Rathe und die meisten Landleute haben gedienet. Für Frankreich scheinen die Schweizer, und selbst Bern, vielleicht zu ihrem Schaden, am meisten eingenommen zu sein. Nicht nur in ihren Unterredungen, sondern auch in öffentlichen Staatsangelegenheiten lassen sie eine gewisse Partheilichkeit blicken; und Frankreich ist schlau genug, sie durch scheinbare Vortheile an sich zu locken. Auch meint man, daß sie zu ihrem Nachtheil Frankreich schon zu viel Einfluß bei sich eingeräumet hätten.

Auch mus ich die Sorgfalt anführen, welche die Cantons beweisen, um im Fall eines Krieges oder einer Hungersnoth hinlänglichen Vorrath an Korn zu haben. Weil sie einen größern Ueberfluß an Viehweiden, als an Getraide haben, so werden in allen Hauptstädten öffentliche Kornhäuser angetroffen, und sie beobachten die Leutseligkeit, daß sie einander bei Bedürfnissen damit aushelfen. Man ist bedacht, die Magazine zur Zeit eines reichen Korniahres anzufüllen, damit man sie desto wohlfeiler wieder verkaufen, auch die öffentlichen Einkünfte ohne große Unkosten der Mitglieder der Republik vermehren könne.

Man kent die alte Tapferkeit der Schweizer, die sie in so vielen Schlachten bewiesen, und weswegen sie auch die Ehre haben, von andern Nationen zu Kriegsdiensten gesucht zu werden. Ihre kriegerischen Tugenden zeigen sich ohne Zweifel am meisten, so bald es auf den Verlust oder die Erhaltung ihrer Freiheit ankommt. Die Siege ihrer Vorfahren sind noch iezt bei ihnen in einem heiligen Andenken; sie erheben noch, wie die alten Barden, ihre Thaten in Gesängen, und Herr Lavater hat ihnen

ihnen in seinen vortreflichen Schweizerliedern den Ton angestimt. Greise und Jünglinge wissen zu erzählen, wenn sie auf die Geschichten ihrer gewonnenen Schlachten kommen.

Bald aber spricht ein Greis, von dessen grauen Haaren
Sein angenehm Gespräch ein neu Gewichte nimt;
Die Vorwelt sah ihn schon, die Last von hundert Jahren,
Hat seinen Geist gestärkt, und nur den Leib gekrümt.
Er ist ein Beispiel noch von unsern Heldenahnen,
In deren Arm der Bliz und Gott im Herzen war.
Er malt die Schlachten ab, zählt die ersiegten Fahnen,
Umschanzt der Feinde Wall, und nennet iede Schaar.
Die Jugend hört erstaunt, und zeigt in den Gebärden
Die edle Ungeduld, noch löblicher zu werden.

Man hat an den Oertern, wo sie Schlachten gewonnen, Denkmåler aufgerichtet, um ihr Andenken bei der Nachkommenschaft zu erhalten; zu denselben gehöret ein bei Murten 3 Meilen von Bern gelegenes Beinhaus, welches mit lauter Knochen der daselbst von den Schweizern 1476 geschlagenen burgundischen Vòlkern angefüllet ist, und den Rest von 10000 Mann enthålt. Dieses Haus hat auf allen Seiten Oefnungen, daß die Luft durchstreichen kan, und da es am Wege steht, so giebt es den Vorübergehenden ein rührendes Andenken der helvetischen Tapferkeit, und erinnert die Nachkommen an das, was ihre Vorfahren für sie gethan haben. Es ist mit verschiedenen vortreflichen lateinischen Inschriften bezeichnet, deren Schönheit aber von der einzigen deutschen übertroffen wird, die den Herrn von Haller zum Verfasser hat, und die ieden Schweizer unterrichten und rühren muß:

Steh still, Helvetier, hier liegt das kühne Heer,
Vor welchem Lüttich fiel, und Frankreichs Thron erbebte.

Nicht

Nicht deiner Ahnen Stahl, nicht künstliches
Gewehr,
Die Eintracht schlug den Feind, die ihren
Arm belebte.
Lernt, Brüder, eure Macht: sie liegt in
eurer Treu;
O! würde sie noch iezt bei iedem Leser neu!

13.

Ich fahre fort, liebster Freund, Ihnen noch etwas von den Tugenden der Schweizer zu erzählen. Unter diesen verdient auch ihre bekante Treue eine besondere Stelle, man mag sie gegen ihre Obrigkeit, gegen ihr Vaterland, oder gegen Fremde betrachten. Ihre Obrigkeit in den aristokratischen Cantons steht bei ihnen, nämlich bei den Landleuten (denn von den kleinen Bürgern läßt sich vielleicht eine Ausnahme machen, wovon ich schon einmal Ihnen geschrieben,) in sehr grossem Ansehen; sie verehren dieselbe mit der ehrerbietigsten Aufmerksamkeit, und nehmen ihre Gesetze als Verordnungen eines Vaters an. Man höret auch nichts von Aufruhr und Empörungen, die sonst in freien Staaten so gewöhnlich sind.

Allein man mus auch gestehen, daß die Obrigkeit eine gesunde Staatsklugheit besitzt, und dem Landmanne häufige Merkmale ihrer Liebe und Vorsorge giebt. Sie gehet mit demselben auf das freundlichste um; schützt ihn, wenn er Unrecht leidet, und man hat Beispiele, daß Landvögte, die ihre Macht gemisbraucht haben, abgesetzt, und von allen Vorrechten der Regierung für ihre Person auf ewig ausgeschlossen worden. Auch hilft die Obrigkeit den unglücklichen Landleuten wieder auf, wenn sie durch Gewitter, Ueberschwemmungen, und andere widrige Zufälle um ihr Vermögen gekommen sind; versorgt die armen Kranken mit Arzenei und Pflege, und nimt sie mit der zärtlichsten Sorgfalt in die Krankenhäuser auf; und was dem Landmann am meisten schmeichelt, so wird der Verständige unter ihnen geehrt, und oft bei den vornehmen Herren der Regierung zu Unterredungen über die Bebauung des Ackers und ähnliche Materien hinzugelassen. Diese und ähnliche Arten des Verhaltens gegen den Landmann sind eben so viele Mittel, sich seines Herzens zu bemächtigen, und ihn in den Pflichten der Treue zu erhalten. Der Bauer ist so vol

Ver-

Verehrung gegen seine Obrigkeit, daß er nicht nur nichts Böses von ihr redet, sondern auch bei iedem Falle aufmerksam ist, ihren Nutzen zu befördern. So gewiß ist es, daß Regenten sich allein durch ein gerechtes und wohlthätiges Verhalten des Gehorsams ihrer Unterthanen versichern und die Glückseligkeit eines Staats erhalten können. Und da die Herren der Regierung weder durch Pracht in Kleidung, noch durch andere Arten eines öffentlichen Aufwandes sich in Ansehen zu setzen suchen; so sieht man leicht, daß auch der Gehorsam bestehen kan, ohne daß der, welcher ihn fordert, ihn durch äussere Blendwerke zu erwerben nöthig hätte, die zwar eine Zeitlang auf die Sinnen und die Phantasie, niemals aber auf den Verstand und das Herz der Unterthanen wirken. Vielleicht hat auch die geduldige Unterwürfigkeit in den aristokratischtn Regierungen zum Theil ihren Grund in dem phlegmatischen Temperamente der Nation. Dem sei, wie ihm wolle, so findet man nicht leicht anderswo eine so glückliche Einigkeit zwischen der Obrigkeit und den Unterthanen, als in der Schweiz. Zu der Treue der Schweizer kan man noch die

häus=

häusliche rechnen, die sie gegen einander beobachten. Sie versorgen die Ihrigen, und geben nach dem Maaße ihrer Umstände ihren Kindern auf dem Lande eine gute Erziehung. Sie lassen ihre Nachbarn in dem ruhigen Besitz ihrer Güter, und arbeiten mit gemeinschaftlichen Kräften an der Bebauung ihrer Aecker und ihrer Wiesen. Sehr selten ist es, daß man eine Klage über einen Eingrif in das Eigenthum eines andern, oder über entstandene Streitigkeiten hört. Diebstähle geschehen hier fast gar nicht. Selbst der Fremde ist in ihrem Lande durch ihre Treue und Rechtschaffenheit gesichert. Man schläft auf den Dörfern ruhig, und hat bei hundert Schätzen nichts zu befürchten. Wenn ein Reisender in einem Wirthshause übernachtet, so giebt man sorgfältig Acht, daß ihm nichts von andern Reisenden entwendet werde; und vergißt oder verliert man etwas auf der Straße, so bekömt der Eigenthümer es wieder, so lange er noch in der Gegend zu erreichen ist. Der Bauer ist gegen einen Fremden so wohl höflich, als dienstfertig, und er ist zu bescheiden, als daß er für einen auf der Straße geleisteten Dienst eine Belohnung fordern

dern solte. Er grüßt mit einer ungezwungenen Heiterkeit, vergnügt, daß er einen Fremden in seinem Lande gesehen; und wenn er ihm eine Gefälligkeit hat erzeigen können, so freuet er sich bei dem Danke, daß man mit ihm zufrieden ist. So gering auch diese Anmerkung zu sein scheinet, so hat sie doch allemal für mich etwas angenehmes, weil dieses ungekünstelte einfältige Betragen einen so guten Grund des Herzens entdeckt, das zu Beispielen der Großmuth fähig ist. Diese alte angeerbte Rechtschaffenheit, die man noch zum Theil in der Schweiz antrift, und diese Fülle guter unverdorbener Gesinnungen solte man desto sorgfältiger bemerken, ie seltener man sie unter den Menschen zu finden pflegt.

Zu diesen Tugenden der Schweizer mus man noch ferner ihre Liebe zur Freiheit und zu ihrem Vaterlande setzen, obgleich diese edlen Gesinnungen durch die in fremden Ländern genossenen Wollüste vieles von ihrer alten Stärke verloren zu haben scheinen. Sie lieben ihr Vaterland, weil sie ihre Freiheit lieben, die es ihnen schenkt; und man mus gestehen, daß selbst die Unterthanen in den aristokratischen

Cantons eine wahre Freiheit genießen, wenn man sich nämlich davon einen richtigen Begrif macht, und darunter einen Zustand versteht, worin ein ieder, frei von Tirannei und Unterdrückung, allein unter der Herrschaft vernünftiger und zum algemeinen Besten abzielender Gesetze lebt. Sie haben beinahe gar keine Abgaben; und was sie von ihren Vorfahren geerbet, oder durch ihren eigenen Fleis sich erworben haben, das besitzen und geniessen sie in der volkommensten Ruhe.

Man pflegt oft über die Schweizer wegen ihrer Sehnsucht nach dem Vaterlande zu spotten, wenn sie sich auswärts aufhalten. Allein mich deucht, die Liebe zu einem Lande, das ihre Vorfahren seit vielen Jahrhunderten mit ihrem Blute beschützt, wo sie außer den vorzüglichen Schönheiten der Natur ihre Güter in dem Schooße ihrer Familien in Sicherheit genießen, oder in den Städten die Vorrechte der Regierung theilen, ist nicht zu tadeln. Man findet indessen verschiedene Beispiele, daß diese natürliche Neigung der Schweizer, nach ihrem Vaterlande zurückzukehren, eine gewisse Krankheit der Seele wird, und daß Personen,

die

die man in fremden Ländern mit Gewalt zurückgehalten, daran wirklich gestorben sind. Zur Zeit, wenn die Hirten ihre Heerden auf die Alpen treiben, pflegen sie eine Art von Hörnern, die aus Baumrinden verfertiget sind, bei sich zu führen, auf welchen sie eine besondere Geschicklichkeit besitzen zu blasen. Hierin besteht bei diesen glücklichen Leuten ein Theil des Zeitvertreibes in ihrem einsamen Hirtenleben; und nichts kan anmuthiger sein, als wenn das ganze Gebirge umher von diesen Hörnern wiederhallt. Diese ungekünstelte ländliche Musik ist allen Landleuten bekant, und es ist nicht zu sagen, wie viel Bezauberungen sie für sie hat. Allein als diese Hörner bei den in Holland stehenden Schweizerregimentern einst von einigen geblasen wurden, so entstand eine algemeine Sehnsucht und Betrübniß; sie erinnerten sich auf eine lebhafte Art an ihr Vaterland und an die Glückseligkeit, die sie an ihren Gebirgen genossen, und die Soldaten fiengen an, weichherzig zu werden, liefen zu ihren Officieren, und verlangten ihren Abschied. Daher ist es auch in Holland bei den Schweizerregimentern verbothen, diese Hörner zu blasen. Man hat verschie-

schiedene Ursachen angegeben, woraus man das Heimweh der Schweizer zu erklären sucht. Bei den Soldaten ist wohl die Kriegszucht und die Freiheit in ihrem Vaterlande, die gewiß sehr von einander unterschieden sind, der vornehmste Grund, warum sie sich zurücksehnen. So viel Quellen man auch von dieser Krankheit angegeben hat, die größtentheils zu algemein und zu unbestimt angezeigt sind, so scheint mir doch nur diejenige richtig zu sein, die man in der Beschaffenheit der Luft in der Schweiz setzt. Die Schweizer bewohnen den obersten Gipfel von unserm Welttheil, und athmen daher eine reine, dünne, subtile Luft, die sie selbst auch durch die Landspeisen und Getränke, welche eben dieselbe Luft enthalten, in sich essen und trinken. Ihre Leiber werden also gewohnt, nicht stark gedrückt zu werden; kommen sie in andre niedrige Länder, so stehet über sie eine höhere Luft, welche ihre schwere Drückkraft auf ihre Leiber um so viel leichter ausübet, weil die innere Luft, die sie mit sich gebracht, wegen ihrer größern Dünnung nicht genug widerstehen kan. Dadurch wird der Lauf des Geblüts und der Geister gehemmet, ienes gegen das Herz, diese aber

aber gegen das Hirn zurückgehalten, und der Kreislauf aller Säfte gemächer zu gehen veranlasset. Wer dieses leidet, und nicht genugsame Kräfte hat, solcher Gewalt zu widerstehen, der spüret eine Bangigkeit des Herzens, schläft wenig und unruhig, seufzet, nimt ab an Kräften, verrichtet seine Geschäfte ohne Lust und Ordnung, und bekömt daher ganz natürlich ein sehnliches Verlangen, in sein Vaterland zurückzukehren. Soldaten, die halb todt gewesen, sind auf ihrer Heimreise ganz gesund geworden; einigen hat man dadurch Gesundheit und Munterkeit wiedergegeben, daß man ihnen ihren Abschied versprochen. Der angegebene physische Grund erklärt zwar einen Theil der Krankheit des Heimwehes; allein ich zweifele, ob Scheuchzer, der ihn zuerst angeführt, damit die ganze Sache ausmache. Ohne Zweifel vereinigen sich bei dieser Krankheit mehrere Ursachen, wovon ich schon einige erwähnet habe; und die Erziehung hat gewiß einen nicht geringen Antheil daran. Wenn ein Franzose nach Deutschland komt, so weis man schon, wie sonderbar ihm unsre Lebensart, unsre Sitten und unsre Speisen vorkommen, und

wie die Veränderung des Aufenthalts ihm anfänglich verdrüßlich wird. Ist die Luft nicht die einzige algemeine Ursache des Heimwehes, so werden auch alle die Mittel, die einige Naturlehrer und Aerzte vorgeschlagen, nicht passend genug sein.

Die vorzügliche Geschicklichkeit der Schweizer im Landbau müssen wir nicht vergessen; denn ich bin versichert, daß sie in keinem Theile von Europa so hoch gestiegen ist, als hier. Man erstaunt, so bald man aus Deutschland in die Schweiz komt, und die Veränderung in Absicht des Landes erblickt. Ueberal herscht in den Wiesen und in den Thälern der größte Ueberfluß. Es ist gewiß, daß die Nothwendigkeit die erste Lehrerin des Landbaues bei den Schweizern gewesen. Ein hartes kiesigtes Land, wie die Schweiz größtentheils von Natur ist, hat die Einwohner, die in einer gedrängten Menge neben einander wohnen, und die Bedürfnisse des Lebens allein mit den Gütern der Erde befriedigen müssen, nothwendig zu dem Fleiße gebracht, es zu bebauen, und durch Hülfe der Kunst fruchtbar zu machen. Kein Flecken Landes liegt wüste. So gar die ober-

sten Spitzen der Berge sind bebauet, wo es nur irgend die Natur hat verstatten wollen; und auf den Abhängen erblickt man oft Weide und Getraide in der schönsten Gestalt. Wenn man in die wüstesten Gegenden zu kommen glaubt, auf Berge oder in tiefe Einöden, verschanzt mit dunkeln Tannen, und man sich gewiß überreden solte, daß da keine Spur eines Menschen mehr zu finden sei; so erönet sich auf einmal ein weites Paradies der schönsten Dörfer, und der fruchtbarsten Felder und Thäler, und eine Menge glücklicher Landleute, die sich von der Welt entfernt zu haben scheinen, um nur für sich, für ihre Aecker und Heerden zu leben; gewiß eine Scene, die durch das Unerwartete eine neue Reizung erhält, und wobei ein für das Wohl der Nebenmenschen empfindliches Herz von Freude durchdrungen werden muß. Da ein Theil der Güter, die die Natur der Schweiz gegeben, in dem schönen Wasser besteht, und dasselbe von allen Bergen herabfließt; so haben die Landleute es auf eine geschickte Art in ihre Wiesen und auf ihre Aecker zu leiten gewußt, die überal mit kleinen Gräben durchschnitten sind, worin

man das Wasser ab- und zulaufen, und im Frühling und Herbst einige Monate stehen läßt. Dieses Wasser ist so rein und klar, wie ein Crystall, und behält mitten im Sommer eine angenehme Kälte. Man trinkt es mit dem besten Befinden auf Obst, und auf solche Speisen, die ein nordischer Magen nicht ohne Brandtewein verdauen kan. Ueberal auf den Straßen trift man Brunnen an, die sich beständig in große darunter stehende Wassertröge ergießen, und dieses ist in einem Lande, das so viel Rind hat, sehr bequem. Das Land hat so viele Quellen, die aus den Seiten der Gebirge entspringen, und auch so viel Holz, Röhren daraus zu machen, daß es gar kein Wunder ist, wenn nicht nur die Gärten, sondern auch freie Felder mit Springbrunnen angefüllt sind.

Zu der großen Fruchtbarkeit der Schweiz tragen auch die Düngungen bei, die nirgends häufiger, als hier, angebracht werden können. Oft hat man den obersten Boden der Erde abgedeckt, und so lange gegraben, bis man eine gute Erde gefunden. So viel Mühe hat es den Einwohnern gekostet, der Natur durch

die Gewalt des Fleißes den Unterhalt des Lebens abzunöthigen. Jetzt sind hundert Gegenden, die Wüsten waren, zu einer Fruchtbarkeit gebracht worden, die nicht allein das Auge belustiget, sondern auch die reichsten Vortheile einbringt. Die Wiesen werden 3 bis 4 mal gemähet, wozu der Anfang oft schon in den ersten Tagen des Maimonats gemacht wird, und das Gras wächset in einigen Wochen wieder zu einer Höhe empor, worüber man erstaunen muß. Hierin liegt auch der Grund von dem Vorzuge des schweizer Hornviehes, woraus die größten Einkünfte gezogen werden. Durch diesen Fleis im Anbau der Wiesen und der Felder wird auch eine so starke Menge von Einwohnern ernähret, die ohne denselben in einem Lande von kleinem Umfange, das dabei hart und gebirgigt ist, und wenig Handlung hat, Mangel leiden würden; da hingegen die Schweiz iezt nicht allein alles im Ueberflusse ernähret, sondern auch noch viele tausend Menschen versorgen könte. Wenn man nicht weis, wie viel der Wiesenwachs den Schweizern einträgt, so kan man auch nicht begreifen, wie es möglich sei, daß eine große Anzahl von

Menschen auf einem kleinen Fleck Landes neben einander sich im Ueberflusse ernährt. Dieser Reichthum hat also seinen ersten Grund in dem Fleiße und in der Geschicklichkeit der Einwohner, unter welchen es viele giebt, die eine recht gründliche Wissenschaft vom Landbau besitzen. Die Obrigkeit unterstützt und ermuntert die Landverständigen theils durch Beschenkungen und jährliche Aufgaben und Preise, theils durch Lobsprüche und Aufnahme in die ökonomische Geselschaft. Diese Geselschaft hat sich vereiniget, die ganze Wissenschaft des Landbaues gründlich zu untersuchen, und durch neue Versuche und Erfahrungen zu erweitern; gewiß eine der wohlthätigsten Beschäftigungen für das menschliche Geschlecht. Sie besteht aus verschiedenen Herren von der Regierung, und aus vielen auswärtigen gelehrten Personen; und ihre Schriften erhalten überal den Beifal, den sie verdienen.

Ein wichtiger Theil der Beschäftigungen der Landleute bestehet in der Viehzucht. Es giebt unter den Alpen verschiedene Berge, die sich in einer weiten Strecke fortziehen, wohin die Schweizer ihre Heerden zu vielen Tausenden treiben,

treiben, mit welchen sie im Anfange des Herbstes zurückkehren. Diese Hirten nennt man Sennen, und sie tragen einen rauhen ehrbaren Kittel, und Holzschuhe, die mit zwei ledernen Riemen über die bloßen Füße gebunden sind. Ein solcher Senn hat gemeiniglich eine Heerde von 20 bis 40 Stück Kühe, von welchen er Milch, Käse und Butter zieht, und davon entweder dem Besitzer Rechnung, oder einen gewissen verdingten Zins giebt. Die Hirten bearbeiten selbst die Milch, und haben keine Weiber bei sich. Ihre Wohnung ist eine kleine Hütte, von hölzernen auf einander gelegten Balken aufgebauet, mit Tannenrinden bemauert, mit Brettern bedeckt, worauf oben Steine gelegt sind, daß der Wind das Dach nicht so leicht abreißt; der Boden ist mit Tannenrinden bedeckt; die Thüren, Schlösser und Riegel sind alle von Holz, wie auch das Hausgeschirre; und das Bette ist Heu, das über einige Käse gelegt wird. Der Milchkeller in dieser Hütte liegt gegen Norden, weil die Milch daselbst kühler steht. Nicht weit von der Sennhütte liegt der so genante Viehgaden, wo die Ochsen, Kühe und Ziegen nach ihrem Range stehen,

und wovon iedes einen gewissen Namen führet. Das Leben dieser Hirten scheint eine Nachbildung des arcadischen Schäferlebens, oder der Unschuld und Ruhe zu sein, die man dem ersten Weltalter zuschreibt. Kein Anblick ist schöner, als wenn diese Leute mit ihren Heerden im Herbste unter ländlichen Frolockungen und Liedern von ihren Bergen herab kommen, und den Segen des Sommers in die Dörfer zurück bringen. Viele tausend Stücke vom schönsten Vieh, das Geläute ihrer Glocken, die sie am Halse tragen, die darunter tönenden Alphörner der Hirten, die mit Kränzen geschmückt sind, der frohe Zuruf der Dörfer, die sich über die Zurückkunft ihrer Heerden freuen, der Lerm der Weiber und Bräute, die ihren Hirten entgegen kommen; alles dieses sind unter diesem glückseligen Volke Auftritte, die ieden empfindlichen Zuschauer in die lebhafteste Bewegung setzen.

Ein besonderes Beispiel der Fruchtbarkeit und der Viehzucht in der Schweiz giebt das Glarnerland. Fast scheint es unbegreiflich, und doch ist es gewis, daß ein Land, das ungefähr 11 Stunden in der Länge und 9 in der Breite hat,

hat, und ausser zwei engen Thälern fast aus lauter Eisbergen zusammengesetzt ist, bei 15000 Stück grosses Vieh ernährt, und 10000 Morgen Landes, worin die sämtlichen Berge eingetheilt sind, jährlich 3090000 Gulden abwerfen. Was die Fruchtbarkeit in diesem Lande vermehrt, ist der Foen, ein warmer aber ungestümer Mittagswind, der vornehmlich im Frühjahr zu wehen pflegt und die Früchte viel eher zur Reife bringt, als in andern anliegenden Ländern. Daher schmilzt auch der Schnee auf diesen Gebirgen viel geschwinder weg, so daß ohne diesen Wind noch viel andere Berge den Schnee beständig behalten würden. Von den vortreflichen Pflanzen dieser Landschaft wird der berühmte Glarner- oder Schweizer-Thee gemacht, der in viele Länder verschickt wird.

Wer die Schweiz gesehen hat, wird sich auch nicht wundern, daß die Einwohner eine so starke Neigung zum Landleben besitzen. Im Sommer sind fast alle Städte leer; wer auch nur ein mittelmäßiges Vermögen hat, wendet es an, um sich ein Landgut oder ein Sommerhaus zu kaufen, und bringet auf demselben mit seiner Familie die schönen Monate des Jahres

zu. Auch geniessen die Landvögte des süssen Glücks des Landlebens, und es pflegen sich viele ihrer Verwandten im Sommer bei ihnen aufzuhalten. Man mus die Landhäuser in der Schweiz gesehen haben, um die Schönheit ihrer Lage, und den feinen Geschmack zu wissen, womit sie angelegt und ausgeschmückt sind. Sie liegen meistens an den Bergen, und ausser der reizenden Aussicht, die sie in andere Landhäuser, Dörfer, Gebirge, Thäler und Flüsse geben, sind sie mit allem ausgezieret, was die Kunst ohne Pracht und ohne Verschwendung in den Gärten und in den Zimmern Schönes anbringen kan. Was die Natur und der Sommer anmuthiges hat, wird auf diesen Landgütern gedoppelt empfunden; und man müßte ohne Gefühl sein, wenn man nicht bei dem Anblicke derselben von einer sanften Sehnsucht nach der Ruhe des Landlebens erfüllet werden solte. Nachdem die schöne Jahreszeit auf diesen Landhäusern zugebracht, und die Weinlese mit den ihr eigenthümlichen Lustbarkeiten vollendet worden: so kehrt alles gegen den Winter in die Städte zurück, wo alsdenn die Geselschaften wieder zahlreich, und die rauhen Monate durch

Bälle,

Bälle, Concerte, Schlittenfahrten und Besuche angenehm gemacht werden.

14.

Ich habe schon einmal angemerkt, daß, so wie die reformirten Cantons mehr bevölkert sind, sie auch mehr Reichthum haben, als die katholischen. Wenn gleich die Zahl der Klöster eingeschränkt ist, so nehmen doch die Bettelmönche und die Messen iährlich vieles weg, und die häufigen Feiertage hindern den Landmann und den Handwerker sehr in den Geschäften ihres Berufs. Auch sind in den katholischen Cantons viele einträgliche Ländereien in den Händen der Geistlichkeit, an welche sie als Schenkungen gekommen sind; die reformirten aber haben bei der Einziehung der Klöster die schönsten Güter, welche die Mönche und Nonnen besaßen, an sich gezogen, und zu Landvoigteien gemacht. Die meisten Bauern in den reformirten Cantons sind sehr reich, und man hat mir erzählt, daß es gar nichts seltenes sei, daß mancher ein Vermögen von 80000 Thalern besitze.

In den meisten Städten, wie ich schon angeführt, herscht eine artige Lebensart, da hingegen in andern Gegenden, Uri, Schweiz, Unterwalden, bei den Graubündnern noch eine gewisse Barbarei, wie in der Religion und in den Wissenschaften, also auch in den Sitten wahrgenommen wird. Der Grund dieses Unterschiedes liegt ohne Zweifel darin, nachdem die Cantons mit andern gesitteten Nationen weniger oder mehr in Verbindung stehen. Die verschiedenen Reisen, die Dienste der Schweizer in Frankreich, und in andern Ländern, und die vielen Fremden, die beständig aus Deutschland, Frankreich, Italien, England, hieher kommen, und durchreisen, haben einige Cantons nach und nach zu einer feinen Aufführung gewöhnt, wobei das schöne Geschlecht ein vorzügliches Lob verdient.

Von den Manufakturen und Fabriken der Schweizer, und von der Vortreflichkeit ihrer Arbeiten darin, habe ich schon manches erwähnt; ich wil nur noch etwas von St. Gallen anführen, wo die schönste Leinewand verfertiget wird. Hievon werden Bürger und Bauern reich, da sie sonst wenig Ländereien besitzen.

Das

Das ganze Land liefert ihnen eine große Menge Flachs, woraus eine große Menge Leinwand wieder bearbeitet wird. Manche Stücke sind so schön, daß sie der holländischen Leinwand nichts nachgeben; sie haben vortrefliche Arbeiter und viele Bequemlichkeit zum Bleichen; alle Felder um die Stadt sind mit Leinewand bedeckt. Ihre Arbeiten werden nach Deutschland, Italien, und selbst nach Spanien verschickt. Es würde zu weitläuftig sein, wenn ich hier alle besondere Gattungen von Fabriken beschreiben wollte.

Daß die Schweizer iederzeit eine vorzügliche Fähigkeit zu den freien Künsten gehabt, wäre unnöthig, hier erst ausführlich zu erzählen. Die Malerkunst wird noch iezt sehr geschäzet; und man findet nicht nur noch große Meister darin, sondern auch selbst viele vornehme Personen legen sich aus Neigung auf diese Kunst, und beweisen darin eine seltene Geschicklichkeit. Ich habe Officiers und zum Theil Damen gesehen, deren Pinsel dem besten Schüler eines van Dyk oder Kneller in Portraits Ehre gemacht haben würde. Selbst unter den Landleuten

findet

findet man oft iunge Personen, die sich auf Zeichnung und Malerei legen, und nicht blos Lust, sondern auch Talente verrathen. Fünde das Genie immer Unterstützung genug, so würde an den treflichen Denkmalen, die Herr Füeßlin der Kunst seines Vaterlandes gesetzt hat, noch ungleich mehrere einen Antheil gewinnen können. Bern hat noch einen Handmann für Portraits und historische Stücke, und einen Abarly für die Landschaft. Die meisten Häuser in Bern sind mit vortreflichen Gemälden ausgeschmückt, die theils von Meistern der Nation verfertiget, theils nach und nach aus Italien geholet worden; man findet nicht nur die Bildnisse berühmter Vorfahren, welche die Familien sorgfältig aufzubewahren und mit neuen zu vermehren suchen, sondern auch schöne historische Gemälde und Landschaftsstücke. Besonders machen sich dieienigen Familien, deren Vorfahren zwar am Ruder des Staates sassen, die aber selbst durch die Ungerechtigkeit der Zeit keinen Antheil mehr daran haben, einen besondern Ruhm daraus, und sind sehr geschäftig, einem Fremden Portraits von solchen ihren Voreltern zu zeigen, die in der Republik

ansehnliche Stellen bekleidet haben. Die Bildhauerkunst scheint noch zu liegen.

Die Musik gewinnt von einem Jahre zum andern immer mehr Verehrer und Kenner; Personen vom Stande lassen sich von ihren Annehmlichkeiten gewinnen, und ich bin versichert, daß die Concerte vieles zur Bildung des guten Geschmacks mit der Zeit beitragen werden. Die Geschicklichkeit in der Baukunst beweisen nicht nur die Landhäuser, sondern auch die Städte, besonders Bern, wo man überal mit der Regelmäßigkeit und Festigkeit einen guten Geschmack vereiniget siehet. Der Canton Bern sol iährlich allein über 100000 Thaler auf öffentliche Kosten verbauen, wodurch die Städte von einem Jahre zum andern ein immer schöneres Ansehen gewinnen; und dieienigen, welche Lust zum bauen haben, werden von der Obrigkeit mit verschiedenen Materialien unterstützt, wobei besonders die vortreflichen Steinbrüche im Berner Gebiete genützt werden. Selbst die Häuser auf den Dörfern sind zierlich gebauet, und man wendet gerne einen Theil seines Vermögens daran, sich eine schöne Wohnung zu verschaffen.

Es würde gewiß überflüssig sein, Sie an die Namen und Verdienste der Männer zu erinnern, welche die Schweiz, besonders seit der Reformation, hervorgebracht, und an diejenigen, welche noch iezt eine Zierde der gelehrten Welt sind. Aber ich wil noch etwas von dem Zustande der Gelehrsamkeit anführen, so wie ich ihn angetroffen habe. Die Schweizer Akademien bieten den Freunden der Wissenschaften alle Gelegenheit an, sich auf denselben zu bilden; ob sie gleich seit einigen Jahren in Ansehung ihres Ruhms gefallen sind, wie ich schon von Lausanne und Genf erinnert habe. Auch die schönen Bibliotheken unterstüzen die Liebe der Studien auf eine freundschaftliche Art. Allein es kommen wenig Fremde mehr nach der Schweiz, um da zu studieren; und sie halten sich da mehr auf, in der Absicht, die französische Sprache zu lernen, und die Uebungen im Reiten, Fechten und Tanzen zu treiben, als sich eine gründliche Kentnis der Wissenschaften zu erwerben. Die Berner Akademie wird von Auswärtigen gar nicht besucht; man hat wegen ihrer Verbesserung Vorschläge gemacht, deren Ausführung gewiß zu wünschen ist.

Wenn

Wenn man bedenkt, daß die iungen Schweizer nur darnach streben, um entweder bei ihren in auswärtigen Diensten stehenden Regimentern Officierstellen zu erhalten, oder, wenn sie das Alter haben, zum Rathe befördert zu werden, und daß sie zu ienem nur die französische Sprache, und zu diesem nur einige Kenntnis der Verordnungen und Einrichtungen des Staates nöthig haben; so wird man leicht begreifen, warum die Liebe zur gründlichen Wissenschaft und zur Gelehrsamkeit fast ganz zu verlöschen anfängt. Da man in der Schweiz noch eigentlich kein geschriebenes Gesetzbuch hat, sondern vornehmlich nur nach den Vorschriften des natürlichen Rechtes und nach den besondern Verordnungen und Gewohnheiten eines ieden Cantons regieret; so liegt auch zum Theil die Rechtsgelehrsamkeit, die in Deutschland nach allen ihren Theilen so ausführlich gelehret wird. Die Philosophie wird nur so obenhin nach dem Schulschlendrian getrieben. Die Theologie ist noch das einzige, worauf sich die Geistlichen mit Fleis legen. Allein überhaupt zu urtheilen, so scheint es, daß die Wissenschaften mit vieler Gleichgültigkeit angesehen werden; so

viel ist wenigstens gewiß, daß man mehr einen schimmernden Witz, als eine gründliche Gelehrsamkeit liebt, die man für bloße Pedanterei hält. Vielleicht trägt auch das Temperament der Nation, vermöge welcher sie sehr gemächlich ist, und schwere Anstrengungen scheuet, zu andern Hindernissen der Gelehrsamkeit das Seinige bei. Wer von einer vornehmen Familie ist, der hat dadurch schon Empfehlung genug, unter die Herren der Regierung aufgenommen zu werden, ohne es durch die Eigenschaften des Geistes erst verdienen zu dürfen. Kein Vornehmer, kein Reicher wird sich der Theologie widmen; diese Wissenschaft ist nur für die Armen, und für die, welche keinen Antheil an der Regierung haben. Indessen giebt es noch iezt sehr viele unter den Schweizern, besonders unter denen, die von einem gesezten Alter sind, denen man Gerechtigkeit wiederfahren lassen und von denen man gestehen mus, daß sie sich durch eine rühmliche Kenntnis der brauchbarsten Wissenschaften unterscheiden. Die Geschichte und die Staatskunde scheinen die Lieblingsstudien dieser Schweizer zu sein; und da vielleicht kein Land ist, das den Naturforschern

mehr

mehr untersuchungswürdige Gegenstände vorleget, als die Schweiz, so hat man auch seit einigen Jahren einen großen Geschmack an der Naturlehre gefunden, und man hat in Basel eine physikalische Geselschaft errichtet, die diesen Geschmack unterstützt. Noch mus ich bemerken, daß die meisten Schweizer sich mehr durch eine gute Lectüre und durch Reisen ausbilden, als durch öffentlichen Unterricht in den Akademien, dessen sich gemeiniglich nur diejenigen bedienen, die sich dem geistlichen Stande widmen. Bei der Berner Akademie ist diese Ordnung der Studien eingeführt: Die ersten 2 Jahre werden mit dem Unterricht in der lateinischen Sprache, der Historie, der Eloquenz, wie man es nennt, und den schönen Wissenschaften zugebracht; darauf werden 4 Jahre auf die Philosophie, die theologische Moral, und die griechische Sprache, und nach deren Verlauf wieder 4 Jahre auf die übrigen Theile der Theologie und die ebräische Sprache gewendet; worauf die Candidaten examiniret werden, und die Händeauflegung empfangen, wodurch sie die Erlaubniß bekommen, den Predigern in Amtsverrichtungen beizustehen, und zugleich

sich zu verheirathen. Man siehet leicht, daß bei dieser Einrichtung die gewöhnlichen Studien der Schulen oder Gymnasien mit den akademischen Wissenschaften vermischt sind; und da nach Verlauf dieser 10 Jahre die Geistlichen noch eine lange Zeit warten müssen, ehe sie zum Amte befördert werden, so werden darüber die theologischen Wissenschaften auch oft theils kaltsinnig getrieben, theils wieder vergessen.

Fast ein ieder Canton unterscheidet sich von den übrigen durch die Sprache, wie durch seine Kleidung. In den Gegenden nach Italien wird schlecht Italienisch, und eine Art des Lateinischen geredet; in andern wird ein schlechtes und gemeines Französisch gesprochen; im Neuschateller Gebiete, im Pais de Vaud, in Genf, und unter den Vornehmen in den meisten Städten findet man die französische Sprache sehr gut; in den meisten Oertern aber ist die deutsche Sprache, oder ein schlechter Dialekt derselben gebräuchlich. Dieses Deutsch wird in den Angelegenheiten der Regierung der Eidgenossenschaft gebraucht. Allein die Zusammen-

mensfügungen der Wörter, die Menge der Nationalausdrücke, und die rauhe Aussprache machen, daß ein Fremder Jahre braucht, ehe er einen Schweizer vom Lande verstehen lernt. Man würget die Wörter aus der vollen Kehle mit einer solchen Rauhigkeit hervor, daß einem dabei bange wird. Gegen Basel zu, in Zürch, Schafhausen, und auf andern Seiten nach Deutschland wird die Sprache verständlicher. Wenn man auch zugesteht, daß die Schweizer seit einiger Zeit ziemlich rein deutsch schreiben, so ist doch ihre Aussprache einem feinen Ohre unerträglich. Sie reden auch das Deutsche nicht gern in Gegenwart eines Deutschen; in den Städten ist die französische Sprache überal gebräuchlich, sie wird aber meistens nur von dem Frauenzimmer mit einer gewissen Feinheit und zarten Ausdruck gesprochen. Man könte leicht die deutsche Sprache verbessern; allein man liebt zu sehr das Vorurtheil des Alterthums, bleibt bei der gewöhnlichen Aussprache, und die Lehrer des Deutschen sind Schweizer, die oft niemals in Deutschland sich aufgehalten haben.

Vormals war es etwas sehr gewöhnliches, daß man Greise von 90 bis 100 Jahren in der Schweiz fand. Man erblickt auch noch iezt sehr häufig Leute auf dem Lande, deren Haupt und Bart mit der Farbe des Schnees bedeckt sind, und die in ihrem hohen Alter noch alle Kräfte und Lebhaftigkeit der männlichen Jahre behalten. Man will behaupten, daß dieienigen Schweizer, welche meistentheils von der Milch leben und keinen Wein trinken, viel größer, schöner und dem Ansehn nach stärker sind, als die, welche Wein und weniger Milch trinken. Man führt zum Beispiel an, daß wenn man Zürcher und Lucerner Bauern neben einander sähe, man sie gewiß nicht für eine Nation halten würde, indem diese große, fette und schöne Männer, iene aber klein, mager und lange nicht so schön sind. Auch will man wissen, daß die Bauern aus den Milchländern viel tapferer, stärker und arbeitsamer sind, als die aus den Weingegenden. Die Söhne erreichen selten mehr das Alter ihrer Väter, woran ohne Zweifel die veränderte Lebensart Ursach ist. Dieienigen, welche tief in den Gebirgen wohnen, wohin die Wollüste sich noch

noch nicht so sehr ausgebreitet haben, werden für ihre Mäßigkeit und Arbeitsamkeit mit einem längern Leben belohnt.

Die Schweizer sind so wohl in den Städten, als auf den Dörfern größtentheils von einer schönen Leibesgröße, stark und von gesundem Ansehen; das weibliche Geschlecht ist meistens nur mittelmäßig groß. Bei beiden Geschlechtern siehet man fast nichts als schwarze Haare und Augen; und die männlichen Gesichter sind mit einer frischen braunen Farbe bedeckt, wovon man aber die platten Länder und die Städte zum Theil ausnehmen könte. In den Thälern, die sich zwischen hohen Bergen, sonderlich von Morgen gegen Abend ziehen, ist wegen vielfältiger Zurückprallung der Sonnenstralen eine große Hitze, welche die Gesichter verbrennet; selbst auf den Schnee- und Eisgebirgen machen eben diese vom Schnee häufig zurückprallende Stralen auch in kalter Luft die Gesichter der Anwohner ganz braun.

Die Landleute beiderlei Geschlechts kleiden sich mit so vielem Anstand und Reinigkeit, als man nicht so leicht wahrzunehmen pflegt. Die Landmädchen im Canton Bern, auch die ver-

heiratheten Bäuerinnen, kleiden sich gleich; sie tragen alle einen blauen Rock, ein rothes festgeschnürtes Mieder, das keine Ermeln hat, an deren statt die Ermeln des weissen Hemdes über den Arm herabhängen, und auf dem bloßen Kopfe, dessen Haare geflochten über den Rücken fast bis zur Erde herunterhangen, einen kleinen runden weissen Schäferinnenhut von feinem Stroh, der mit einem rothen Bande geschmückt ist. Es ist ein angenehmer Anblick, die Wiesen bei der Einsamlung des Grases von diesen gleich gekleideten Dorfschönen, die bei der Artigkeit ihrer Tracht noch die Schönheit der Gesichtsbildung und des Körpers und ein gewisses fröhliches und freundschaftliches Wesen besitzen, erfüllet zu sehen und sie dabei ihre ländlichen Lieder singen zu hören. Die Landleute männlichen Geschlechts kleiden sich ganz simpel, und ausser den Schäferhut und den weiten Hosen, ist ihre Kleidung deutsch. In Ansehung der Tracht sind die Cantons sehr verschieden. Die Landleute tragen auch lange Bärte, wodurch sie ein gewisses ehrwürdiges Ansehen erhalten; allein die Jungen fangen an, diese Zierde ihrer Vorfahren allein ihren Vätern zu überlassen.

15.

15.

Ich komme ietzt auf einen Abschnit in dem Charakter der Schweizer, den ich lieber ganz weglassen möchte, wenn ich nicht meine Beschreibung, die ich Ihnen geben sol, so volständig zu machen suchen müßte, als es mir möglich ist.

Was man von allen Nationen sagen kan, daß die Zeit sie entweder bessert oder verschlimmert, das gilt auch von den Schweizern. Die alte Geschichte weis ihre Einfalt, ihre Mäßigkeit und ihre Verachtung gegen alles, was den Menschen weichlich macht, nicht rühmlich genug zu beschreiben. Sie kanten keine andern Ergözungen, als solche, die sie sich erst nach einer langen Arbeitsamkeit auf eine kurze Zeit erlaubten; ihre Vergnügungen waren einfältig, und hatten weder auf den Körper noch auf den Geist schädliche Einflüsse. Ihre Feste und Spiele waren von der Beschaffenheit, daß sie den Körper fest und dauerhaft machten und ihren kriegerischen Geist nährten. Im Wettlaufen, im Ringen und im Schiessen mit dem Bogen suchten sie nicht weniger ihre Ehre, als

ihr Vergnügen. Ihre Speisen waren Brod, die Früchte des Feldes und der Heerde; und ihr Getränke das nahe Wasser, das von den Gebirgen zu ihren Wohnungen herabfloß. Ihre Zufriedenheit bei der Armuth, ihre Treue gegen ihre Nachbarn, ihre unermüdete Arbeitsamkeit, ihre Keuschheit und ihre unüberwindliche Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande verdienten eben so viele Nachahmung, als Bewunderung. Man mus, um die alten Schweizer kennen zu lernen, in die spätere Geschichte zurückgehen, und man wird eine so vortrefliche Nation nicht anders als verehren können.

Allein vergleicht man ihren vormaligen Charakter mit ihrem ietzigen, so wird man finden, daß sie die edle Einfalt ihrer Vorfahren zu vergessen anfangen und sich dem Schicksale der Römer nähern, als sie nach ihren Siegen reicher wurden und die Wollüste fremder Völker kennen lernten. Es ist wahr, daß die Schweiz, besonders in den Gebirgen, noch Einwohner genug hat, bei welchen man noch Spuren der alten Einfalt der Sitten und Tugenden erblickt, die seit Jahrhunderten so berühmt sind, Leute, die mit ihren Heerden

aus

aus einer Quelle trinken und sich begnügen, mit Milch, Brod und Früchten ihren Hunger zu stillen. Man würde die Gesetze der Billigkeit und der Unpartheilichkeit zu sehr beleidigen, wenn man das Gegentheil behaupten wolte. In dem Landmann siehet man noch zum Theil den Abkömmling der alten Helvetier; zum Theil, denn auch auf den Dörfern hat das Verderben der Zeit schon manche Unordnung ausgebreitet. Da die Sitten der Städte durch die Reisen und Kriegsdienste in fremden Ländern und durch die blinde Nachahmung der französischen Weichlichkeiten sehr ausgeartet sind; so ist es gekommen, daß das ansteckende Gift einer wollüstigen und unmässigen Lebensart sich auch bis in die Hütten der Landleute, besonders derer, die in der Nachbarschaft der Hauptstädte liegen, verbreitet hat. Zu den verführenden Beispielen, die der Landmann so wohl in den Städten seines eigenen Vaterlandes, als auch als Soldat in andern Ländern gesehen, kan man noch die heitere und gesunde Luft der Schweiz und den Ueberfluß der Naturgüter als Ursachen setzen, daß der verdorbene Geschmack an der Unmäßigkeit eine Nahrung erhält.

Zwar mus man die Gesetze der Obrigkeit rühmen, die dem öffentlichen Verfal der Sitten sorgfältig entgegenarbeiten. Sie bemühet sich sehr, alles zu entfernen, was zur Pracht oder Schwelgerei gehört; und die Verordnungen der Regierung werden von den Predigern bekräftiget. Dieses ist besonders in den Städten und Gegenden nothwendig, wo sich die aus Frankreich vertriebenen Protestanten niedergelassen haben, die noch immer für den Geist der Schweizer Obrigkeit und ihre Einrichtungen zu viel Galanterie mitgebracht. Nichts kan den Schweizern schädlicher und selbst der Freiheit nachtheiliger sein, als Ueppigkeit und Verschwendung; dadurch wird nicht nur das kriegerische Wesen erstickt, sondern es übersteigen auch sehr bald die Ausgaben die Einkünfte; ausserdem müssen die Dinge, welche die Schwelgerei unterhalten, von andern Nationen geholet werden, wodurch die Schweiz, die wenig von ihren eigenen Produkten verkauft, und ohnedies nicht viel Geld hat, bald ihrem Untergange nahe gebracht werden kan. Dabei ist bekant, daß die Verschwendung mit vielen andern Lastern verschwistert ist; sie bringt Müs-

siggang

ßiggang, Ungerechtigkeit und Raub. Besonders werden durch die Schwelgerei in einer Republik die Freiheit und die Stimmen einer jeden auswärtigen Macht feil. Daher gereicht es der Wachsamkeit der Schweizer Regierungen zum Ruhm, daß sie alles einschränken und entfernen, was nach Schwelgerei, Eitelkeit und Pracht aussicht; und man hat nicht nur eine nachdrückliche Einschärfung von Kleiderverordnungen, und andern heilsamen Einrichtungen, die Bälle, Gastereien und so weiter, betreffen, sondern auch die Obrigkeit geht mit einem guten Beispiel vor und ist selbst den Gesetzen unterworfen, die für das algemeine Beste gemacht sind. Allein demohngeachtet sind die verdorbenen Sitten mächtiger, als die Gesetze; und die Unmäßigkeit und Wollust haben sich überal ausgebreitet. Wenn gleich die Einfuhr fremder Weine verboten ist, so findet man diese Getränke doch häufig genug in der Schweiz; da man doch den vortreflichsten Landwein hat und der auswärtige für die Einwohner unstreitig zu hitzig ist, die Gesundheit zerstöret und mancherlei Krankheiten verursacht. Die Natur ist in Ansehung des Ge-

tränkes

tränkes sehr günstig; überal sieht man die schönsten Weinberge, und da der Wein fast gar nicht ausgefahren wird, so hat man ihn wohlfeil und in großer Menge. Demohngeachtet verlangen die Vornehmen ausländische Weine, und der Landmann und gemeine Bürger trinken gewöhnlich den Wein ihres Landes in dem größten Uebermaaße bis zur Tollheit, so, daß man ihnen die Liebe zum unmäßigen Trunk fast mit mehrerem Rechte vorwerfen kan, als den Deutschen. Hiervon kan sich ein ieder, der nach der Schweiz reiset, durch das eigene Zeugnis seiner Augen überzeugen.

So wie das unmäßige Trinken am meisten auf den Dörfern und unter einer gewissen Klasse von Bürgern herscht; so findet man den überflüßigen Genuß der Speisen vornehmlich in den Städten, obgleich auch dieser Zweig der Schwelgerei bei den Landleuten wahrgenommen wird. Nicht nur die Jugend, sondern auch Erwachsene und Alte speisen des Tages dreimal, und fast könte man sagen, viermal, indem das Frühstücken sich nicht blos auf Koffee einschränkt, sondern man auch alsdann schon kalte Speisen zu genießen anfängt. Ausser den gewöhnlichen

Mahl-

Mahlzeiten zu Mittag und zu Abend wird in allen Häusern des Nachmittags, oft eine Stunde nach dem Mittagsessen, bei dem Koffee wieder eine Menge Speisen, Käse und Brod, Fische, Braten, Schinken, Gebackenes, auch Wein aufgetragen; und man mus sich wundern, mit welchem Appetit man wieder speiset und wie selbst die Damen sich nicht davon ausschliessen. Diese Gewohnheit wird sehr sorgfältig beobachtet, und ohne dieselbe würde der Schweizer gewiß befürchten, in eine Krankheit zu fallen. Man nent dieses goutiren; aber es ist eine förmliche Mahlzeit, nur mit dem Unterschied, daß man nicht zu sitzen pflegt, sondern dabei im Zimmer herumgeht. Ein recht artiges Gemälde müßte es abgeben, wenn man die zufriedene Mine nachbildete, mit welcher eine solche Geselschaft goutirt. Um acht Uhr des Abends geht man schon wieder zu Tische und speiset mit einem völligen Appetit, daß man kaum glauben solte, es wären eben dieselben, die so vortreflich goutirten. Wenn man dem Schweizer seine Verwunderung über den ausserordentlichen Appetit zu erkennen giebt und ihn nach der Ursache fragt, so antwortet

er mit einer gründlich entscheidenden Mine, daß es die strenge Luft des Landes sei. Allein es ist nicht so wohl die Luft, als vielmehr eine herschende Gewohnheit, die in der That eine Quelle vieler Krankheiten werden mus, besonders bei Leuten, die keine schweren Arbeiten zu verrichten haben.

Vielleicht ist die Unmäßigkeit im Essen und Trinken auch eine Ursache von der Wollust, die unter den Schweizern mehr herscht, als man glauben solte. Sehr gewöhnlich sind auf dem Lande Eheschlüsse durch vorhergegangene Schwängerungen, und in der Stadt Untreue in der Ehe von beiden Geschlechtern. Wenn gleich die Verletzung der Keuschheit aufs strengste beobachtet, und aufs härteste bestrafet wird, so ist doch die Neigung zur Wollust zu unbändig, als daß sie sich durch die Strafen an Geld und Ehre solte bezwingen lassen. Noch könte man die große Weichlichkeit der Schweizer, die man nicht bei ihnen suchen solte, als einen Theil der Verschlimmerung ihres Charakters anführen; allein vielleicht habe ich schon zu viel von ihren heutigen Fehlern gesagt. Wenn man den Charakter einer Nation beschreiben

wil, so mus man eben so wenig die schlimme, als die gute Seite übersehen. Die Mischung der Tugenden und der Fehler macht so wohl bei einzelnen Menschen, als auch bei ganzen Völkern den Charakter. —

16.

Man schreibt den gemeinen Leuten in der Schweiz einen großen Aberglauben zu, und es ist gewiß, daß sie eben so wenig davon ganz frei sind, als andere Länder. Am meisten scheint er seine Heimath an den Seiten der entlegenen Gebirge zu haben, und er ist nicht blos ein Antheil der katholischen Landleute, sondern man findet ihn auch bei den reformirten Bauern; man darf nur eine kleine Reise nach den Gletschern machen, um sich davon zu überzeugen. Die Einwohner dieser Gegenden sind vol von abergläubischen Erzählungen von den Künsten des Teufels und von Hexereien, und wer sich am Abend in der Herberge einen Zeitvertreib machen wil, darf sie nur auf die Geschichten bringen. Es ist ganz ausserordentlich, wie viel Geschäfte der böse Geist vormals in der Schweiz ausgeführet hat. Allein da dieser

Glaube ein Erbtheil des gemeinen Mannes ist, so will ich weiter nichts davon erwähnen; nur mus ich noch sagen, daß es falsch ist, was ich in einigen Reisebeschreibungen gefunden zu haben mich erinnere, daß nämlich einige Obrigkeiten in der Schweiz noch in neuern Zeiten Personen zum Tode verurtheilt, die wegen Hexereien angeklagt worden.

Daß das gemeine Volk leichtgläubig sey, davon hat man freilich verschiedene Exempel. So hat man beim Ausgraben der Steine ein ausgelegtes Pflaster gefunden, in dessen Mitte ein schön ausgearbeiteter Kopf von einem Satyr gelegen. Wer hätte wohl auf die Gedanken kommen sollen, daß man denselben für den Kopf Mosis halten müßte, dessen Grab endlich entdeckt worden? Genug, es geschah hier, was kein Mensch hätte denken sollen. Die ganze Nachbarschaft wurde durch das Gerüchte, daß das Grab Mosis gefunden, in eine heilige Bewegung gesetzt; alles eilte herzu, um den Rest dieses Mannes zu sehen; entfernte Gegenden wurden rege und es kamen schon viele Wallfahrende und Pilgrimme an. Allein der Landvoigt, der die geistliche Politik, diesen

Ort

Ort mit Zeichen der Andacht zu schmücken und ihn zu christlichen Wallfahrten zu empfehlen, nicht begünstigen wolte, ließ den Kopf zum großen Leidwesen der Pfaffen und des Pöbels wieder eingraben und mit Erde bedecken. In Baden hat man unter andern ein Bad, wo die Armen sich umsonst baden können. Bei diesem Bade stehet eine große Säule, auf welcher man eine steinerne Statue erblicket, welche den alten Inschriften zufolge von den Zeiten der Römer herkomt und das Bildnis der Isis vorstellet, die, wie bekant ist, die Göttin der Arzeneikunst bei den Egyptern war und den medicinischen Wassern vorstand. Man weis, daß diese Göttin von den Römern verehret worden und diese Bäder schon zu ihren Zeiten berühmt gewesen. Man findet selbst an der Statue noch viele Inschriften, welche der genanten Göttin Erwähnung thun. Allein aller dieser Gründe ungeachtet, siehet man die Statue für eine Vorstellung der heiligen Verene an; und ihr zu Ehren wird gerade gegen sie über alle Nacht eine Kerze angezündet, zu deren Unterhaltung eine jährliche Steuer gesamlet wird. Artig genug, daß man noch in unsern

Zeiten einer egyptischen Gottheit eine gottesdienstliche Verehrung erweiset.

Noch mus ich eine vortrefliche Verordnung berühren, die mir eben beifält. Man hat in der Schweiz diesen heilsamen Vergleich getroffen, daß weder die katholischen, noch die reformirten Cantons Bekehrer aussenden sollen, daß keine Parthei die andere auf keine Art wegen der Religion beleidigen sol, daß die, welche die gegenseitige Religionsparthei mit Schimpfwörtern belegen würden, von ihrer Obrigkeit bestrafet werden sollen, daß ein ieder in seiner Religion bleiben solle, so lange es ihm gefält; und auf diese Verordnungen wird mit einer desto größern Wachsamkeit von der Obrigkeit gehalten, da man sich noch immer der traurigen Religionskriege von 1531 und 1712 erinnert, wo die Cantons unter einander sich bekriegten.

Was ich von Baden erzählt, erinnert mich noch an einige Ueberbleibsel aus den Zeiten der Römer, die man in der Schweiz antrift. Man gräbt beinahe alle Jahre noch einige merkwürdige Alterthümer aus. Bei Winterthur hat man außer den römischen Inschriften,

die

ble man in alten Steinen lieset, eine Menge römischer Münzen von der Regierung des Nero, Domitian und Constantin gefunden; nicht weniger hat man in der benachbarten Gegend nicht lange viele von Erz gegossene Stücke und unter denselben 2 Mercurios, Ochsen, Hunde, u. s. w. ausgegraben. Nicht weit von Rappersweil hat man bei Gelegenheit der Veränderung eines Gebäudes einen irdenen Topf gefunden, worin 1900 alte römische Münzen von den Zeiten des Valerian, Aurelian und Probus gewesen, unter welchem letztern diese Gegend verwüstet wurde. Ausserdem weiset man daselbst noch 1700 andere alte römische Münzen. In Yverdun, die schon zu den Zeiten der Römer eine beträchtliche Stadt gewesen, hat man Medaillen von des Augustus Regierung an bis auf Julian, imgleichen silberne gothische Münzen gefunden. Fast nirgends siehet man mehr römische Inschriften in Steinen, als in Avenche, welches das ehemals berühmte Aventicum ist, wohin die Römer eine Colonie legten. Man findet auch da ein mosaisches Pflaster und einige Ueberbleibsel von einem Amphitheatro. In

Baden siehet man eine grosse Anzahl von Denkmälern der Pracht, welche dasienige bestätigen, was Tacitus von dieser Stadt sagt. Man hat da verschiedene Figuren heidnischer Gottheiten, einige Statuen alter Römer, viele Stücke römischer Münze von Erz, und steinerne Bildsäulen vom Kaiser August, Vespasian, u. s. w. in den tiefen Wasserquellen ausgegraben. Nicht weniger hat man auf den Bergen und in den Wäldern viele Alterthümer entdeckt, insonderheit viele Münzstücke von Erz, Kupfer, Silber, Gold. In der Abtei zu Wettingen siehet man an dem Thurme der Kirche einen Stein, der eine Inschrift von der Göttin Isis enthält, zu deren Tempel er gedienet. Ich habe gefunden, daß man gerne diejenigen Steine, von welchen man aus den Inschriften weis, daß sie ehemals zu Götzentempeln gebraucht worden, bei Erbauung der Kirchen anbringt, entweder aus Achtung gegen ihr Alterthum, oder, wie ein gewisser Cardinal schreibt, um ihre ehemaligen Beschimpfungen zu rächen.

17.

Ich mus Ihnen noch etwas von den natürlichen Merkwürdigkeiten der Schweiz erzählen, weswegen dieses Land eine vorzügliche Aufmerksamkeit verdient. In der That hat dieses Land Vorzüge, die man gewiß in andern Theilen von Europa entweder vergebens sucht, oder doch nicht so häufig beisammen findet. Die eigenthümlichen Seltenheiten, welche die Schweiz hat, sind so große Vorwürfe, daß man sie nicht ohne einen hohen Grad der Bewunderung betrachten kan. Man findet hier einen weiten Schauplatz von Merkwürdigkeiten der Natur, an welchen sich ein Reisender nicht satt sehen kan. Ich erzähle sie, so wie sie mir beifallen, ohne mich ängstlich an eine Ordnung zu binden.

Was mir in der Schweiz das merkwürdigste unter den Seltenheiten der Natur geschienen, das sind die entsetzlichen Schaugerüste, die Alpen. Sie sind zum Theil die stärksten Befestigungswerke, welche die Natur der Schweiz gegeben hat, um sie nach dem Ausdruck des Herrn von Haller

— — — von der Welt zu zäunen,
Weil sich die Menschen selbst die größten
Plagen sind.

Die Alpen sind, wie bekant ist, von verschiedener Höhe, Umfang und Benennung. So wohl die Höhe dieser Gebirge, als auch die Tiefen der dazwischen liegenden Thäler und die Rauhigkeit und Gefahren der Zugänge zu ihnen haben bisher die Naturkündiger verhindert, uns eine volständige Beschreibung von diesen Gebirgen zu geben. Sie sind unstreitig die höchsten in Europa. Man kan auf ihre Höhe aus der großen Entfernung schon schliessen, in welcher man sie entdeckt, und aus der weiten Ausdehnung des Landes, welches man von ihrem Gipfel siehet. Von dem Berge Suchet erblickt man 2 Seen in Bourgogne, und 6 in der Schweiz, unter welchen einer 6 deutsche Meilen davon liegt; und doch geht man von dem Fuß dieses Berges bis nach seinem Gipfel nicht länger als zwo Stunden. Man kan hieraus abnehmen, was für eine weite Aussicht man von den Spitzen solcher Gebirge habe, welche ungleich höher sind und zu deren Besteigung man zwo Tagereisen gebraucht.

braucht. Mir fält hierbei die Stelle des Livius ein, da er von dem Hannibal sagt, daß, als derselbe mit seiner Armee über die Alpen nach Italien gegangen und auf die höchsten Berge gekommen sei, er von da Italien entdeckt, und es seinen Soldaten gezeigt, um sie durch diese Aussicht aufzumuntern, ihren Zug fortzusetzen und alle rauhe Beschwerlichkeiten zu überwinden. Wenn man von der einen Seite die erstaunliche Höhe, das ewige Eis und den Schnee der Alpen und die Unbequemlichkeit und das Fürchterliche der Wege betrachtet, so scheint es, daß daselbst nicht viel Vergnügen zu hoffen sei. Aber wenn man von der andern Seite bedenkt, daß die Alpen der Schweiz mächtige Schutzmauern gegen die Angriffe der Nachbarschaft sind, wenn man Achtung hat auf die Menge von kleinen und großen Seen und Flüssen und Bächen, die von diesen Gebirgen herablaufen, auf die vortreflichen Arzeneikräuter, die man da findet, auf die reichen Weiden, die sie zum Theil dem Viehe geben, auf die Menge von allen Arten von Wild, auf ihr Metall, und auf viele andere Güter und Seltenheiten der Natur, die man auf den Alpen antrift; so ist es gewiß, daß sie

so wohl wegen ihres Nutzens, als ihrer Schönheit, der Schweiz einen großen Vorzug vor allen übrigen Ländern geben. Es ist wahr, daß die nach diesen Gebirgen Reisende vielen Gefahren ausgesetzt sind, ohne die Beschwerlichkeiten zu rechnen, die sie beim Auf- und Niedersteigen vor sich finden. Die größten Gefahren kommen theils von den ungeheuren Abgründen, die man oft zur Seite antrift, theils von dem Schnee und Eis, und theils von den Winden.

Die Eisberge werden von den Deutschen Gletscher, und von den Franzosen Glaciéres genant. In Bern und vielen andern Städten hat man eine schöne Lage derselben täglich vor Augen. Ob sie gleich von Bern in einer Entfernung von mehr als 7 deutschen Meilen liegen, so scheint es doch, als wenn sie kurz vor dem Eingange der Stadt aufstiegen und sie erheben sich, wie ungeheure Wetterwolken, am Himmel hinauf. Man siehet sie in einer langen Strecke fortgehen und ihre Gestalt verändert sich oft. Gemeiniglich liegen sie wie graue oder schwarze Wolken in einer angenehmen Verfinsterung und schliessen den Gesichts-

kreis

kreis auf eine feierliche und ernsthafte Art. Oft schimmern nur die Spitzen vom Schnee, und der übrige Theil dieser Gebirge ist dunkel. Oft aber haben sie eine so glänzendweiße Gestalt, daß sie nicht allein den ganzen Horizont umher mit ihrem Lichte erfüllen, sondern auch das Auge des Hinschauenden blenden. Der weiße Schimmer der Eisberge ist dem Landmann allemal eine Anzeige eines bevorstehenden Regenwetters.

Niemals aber kan ein Anblick in der Natur prächtiger sein, als derienige, den diese Gletscher bei dem Untergange der Sonne geben. Wenn wir die Sonne nicht mehr über unserm Horizont erblickten, so durften wir unsre Augen nur nach den Schneegebirgen wenden, wo wir die bewunderswürdigste Malerei sahen, womit sie die letzte Scene des Tages beschließt. Zuerst erscheinen die Gebirge, so weit man ihre Höhe und Ausbreitung sieht, in einem sanften Schimmer; nach einer halben viertel Stunde in einem prächtigen hohen rosenfarbenen Glanze; bald darauf in einem röthlich vermischten Blau, welches nach und nach erbleichet und aus einer grauen Schattirung in

eine

eine völlige Dunkelheit übergeht. Man kan die malerischen Abwechselungen bei diesem Schauspiele der Natur nicht ansehen, ohne von Bewunderung und Entzücken durchdrungen zu werden. Wenn ein Fremder diesen maiestätischen Auftrit das erstemal erblickt; so ist sein Erstaunen ganz unbeschreiblich. Ich mus gestehen, daß ich dieses Schauspiel, so oft ich es auch gesehen, allemal mit einem ausnehmenden Vergnügen betrachtet. Wenn man sich dieses vorstelt, so versteht man recht die folgende Stelle in dem Gedichte des Herrn von Haller über den Ursprung des Uebels:

Dort streckt das Wetterhorn den nie beflognen Gipfel
Durch einen dünnen Wolkenkranz;
Bestrahlt mit rosenfarbnem Glanz,
Beschämt sein graues Haupt, das Schnee und Purpur schmücken,
Gemeiner Berge blauen Rücken.

Die obersten Theile von den Schneebergen sind mit tiefem Schnee bedeckt, der sich seit vielen Jahrhunderten daselbst häufet. Die mitlern und untern Theile enthalten gemeiniglich eine fruchtbare Viehweide und werden auch

zum

zum Theil bewohnt. Einige Gletscher aber sind ungeheure Wildnisse, wo in einer Strecke von vielen Meilen Eisberge an Eisberge stoßen und keines Menschen Fuß hingekommen ist. Diesen Theil scheint sich die Natur allein vorbehalten zu haben, um da ihre ganze furchtbare Maiestät zu zeigen. Die Klüfte zwischen diesen Bergen sind von einer unermeslichen Tiefe. Oft hört man von den Spaltungen des Eises, oder von dem Einstürzen desselben ein so entsetzliches Krachen, als wenn das ganze umher liegende Gebirge in Stücken zerspringen wolte. Die Spaltungen sind oft über 400 Ellen tief; und wenn iemand hineinfällt, so ist er verloren, zum wenigsten ist es sehr selten, daß einer wieder herausgekommen. Man stürzt in einen Abgrund, wo man entweder von der großen Kälte, oder vom Schnee, oder von Hunger seinen Geist aufgeben mus. Indessen giebt es unter diesen Gegenden doch einige, worüber man reisen mus, weil man keinen andern Weg wählen kan. Oft bedeckt der Schnee so sehr die Oefnungen, daß ein Reisender sich kaum bei aller Vorsicht genug in Acht nehmen kan, um nicht hineinzustürzen. Um diese Ge-

fahren

fahren zu vermelden, so nimt ein Fremder Wegweiser mit sich, welche mit langen Stöcken in der Hand vorangehen und den Weg untersuchen, ob er auch Spaltungen hat; und findet man dergleichen, so mus man entweder hinüberspringen, oder wenn dies nicht geschehen kan, so wird ein langes Brett übergeworfen, welches man zu dieser Absicht mit sich führt. Die Gefahr vermehrt sich, wenn der Schnee erst frisch gefallen ist; denn man siehet alsdann nicht die geringste Spur von einem Wege. In diesem Fall mus man sich nach gewissen Maaßruthen richten, welche oft in einer Entfernung zur andern gesetzt sind, um darnach den Weg zu finden. An vielen Oertern aber setzen die Anwohner keine dergleichen Maaßruthen, damit die Reisenden genöthiget werden, sie zu Wegweisern anzunehmen und sie gut zu bezahlen. Bei allen diesen Umständen mus man noch die Schuhe mit kleinen spitzigen Nägeln beschlagen lassen, um nicht auf dem Eise zu fallen, und man mus dabei mit vieler Behutsamkeit gehen. Diese Gefahr, in Spaltungen zu stürzen, ist es nicht allein, der man ausgesetzt ist. Oftmals reissen

sich

sich von den Spitzen der Berge große Stücke von Eis los, die sich mit einer ungestümen Gewalt herabwälzen, alles niederreißen, was ihnen begegnet, und die Wege dergestalt bedecken, daß man weder weiter gehen, noch wieder zurückkommen kan. Ausser diesen Eisgebirgen haben die Reisenden noch die zu befürchten, wo der Schnee locker liegt. Oft fallen von den obersten Theilen der Berge fürchterliche Ballen von Schnee, welche ein Getöse machen, das einem Donner ähnlich ist und dabei die Vorübergehenden begraben. Manchmal wird der Schnee durch heftige Winde empört, und herumgetrieben, und fliegt in einer so erstaunlichen Menge und in solchen Stücken umher, daß sie Menschen und Thiere niederstürzen und bedecken, und nicht selten ganze Bäume niederreißen. Dieses Unglück ist destomehr zu befürchten, weil es die meiste Zeit plötzlich geschieht. Es ist beinahe unglaublich, wie leicht die hohlen Schneeklumpen sich losreißen. Die Bewegung von dem Sprunge einer Gemse, der Schall von einem Pistolenschuß, ein Geschrei, ein lauter Ton ist schon fähig, auf den Schneebergen eine Erschütte-

rung zu machen, die ganze Stücke losstürzt. Deswegen pflegt man den Fremden, die in diesen Gegenden reisen, sehr zu empfehlen, früh Morgens zu reisen, wenig zu reden, so wenig Geräusch zu machen, und so geschwind zu gehen, als es möglich ist.

Was mir besonders bei den Eisbergen merkwürdig vorgekommen, besteht darin, daß das Wasser, welches von denselben herabfließt, das gesundeste von der Welt ist. Ein Reisender, der über die Alpen geht, kan kein anderes Wasser trinken, ohne sich der Gefahr einer Krankheit auszusetzen. Aber das Wasser von den Eisbergen kan man so gar früh Morgens, ehe man etwas zu sich genommen hat, trinken, und es hat eine ausserordentliche Kraft, den Körper zu erfrischen. Die Leute, die in diesen Gegenden wohnen, brauchen bei Fiebern und Zahnschmerzen keine andere Arzenei, als dieses Wasser.

Das, was ich bisher von diesen Gegenden gesagt, betrift meistens nur ihre schlimme Seite; allein sie vergüten diese fürchterliche Rauhigkeit auf der andern Seite mit den angenehmsten Gegenständen und Vortheilen, wovon

von ich schon vorher verschiedene angeführt habe. Wenn auf den obern Theilen der Berge auch die ungeheuresten Klumpen von beständigem Eise und Schnee, und nicht weniger auch in den Absätzen und Klüften liegen; so mus man sich doch nicht vorstellen, daß diese rauhe Natur eben dieselbe in allen Gegenden der Alpen sei. Es giebt ganze Striche, wo die schönsten Landhäuser und Bauerhütten in Menge liegen, und um welche herum große Heerden von Vieh weiden. Und wie die Berge nach dem Maaße ihrer Höhe vielmehr Land in sich begreifen, als man gemeiniglich zu denken pflegt; so nehmen sie auch eine weit größere Menge von Menschen und von Vieh ein. In dem Canton Bern giebt es einige Gegenden in den fruchtbaren Alpen, welche eben nicht groß sind, und doch die Woche auf 1000 Thaler eintragen. Man weis, wie klein der Antheil des Canton Glaris an den Alpen ist, und er ernähret doch auf 15000 Stück Hornvieh, das andere Vieh ungerechnet.

Es ist zwar bekant, aber doch immer noch merkwürdig, daß man in vielen Gegenden auf den Alpen auf einmal die vier Jahreszeiten erblickt.

blickt. Wenn man seine Augen nach dem Gipfel der Berge richtet, so siehet man in den ewigen Massen von Schnee und Eis das Bild des Winters; ein wenig herunter erblickt man viele schöne Landhütten, die von den umstehenden Bäumen mit grünem Laube und Blüten eingekleidet scheinen, welches uns den Frühling vorstellet; noch weiter herab findet man Bäume, die schon reife Früchte tragen, und Thäler, welche mit den schönsten Erndten angefüllet sind, welches zusammen eine Abbildung des Sommers und des Herbstes ist. Ja ich habe so gar selbst gefunden, daß man oft mit einem Fuß auf Eis und mit dem andern auf einen grünen Boden treten kan, der Erdbeeren trägt.

Außer den Vortheilen der Viehzucht, welche die Alpen den Einwohnern verschaffen, geben sie ihnen noch hundert Annehmlichkeiten. Dahin gehört die Jagd mit wilden Thieren; denn außer den Hirschen, Rehen und Haasen giebt es hier auch Gemsen, Bären, Wölfe und Füchse; auch findet man viele Murmelthiere. Im Winter siehet man eine Art von großen weissen Haasen, die aber wenig geschossen

werden.

werden. Auch hat man hier viele Arten vom wilden Federvieh, und unter andern auch eine Menge von großen Adlern, die Haasen, Gemsen, Rehe und Lämmer wegtragen, und in deren zerstörten Nestern man oft Knochen von Kindern gefunden hat. Nicht weniger sind die Alpen wegen der unvergleichlichen Kräuter merkwürdig, welche daher geholet, und zu den heilsamsten Arzeneimitteln verwendet werden. Zu den Vortheilen der Alpen kan man noch die Menge von Mineralien, Muscheln, Versteinerungen, Thon, Alabaster rechnen. In den wildesten Gegenden hat man ganze Kristallgewölber entdeckt, welche auf 30000 Thaler geschätzt worden und worunter ganze Stücke von 8 Centnern gewesen; nicht weniger Marmor von verschiedenen Farben, und Brüche, deren Werth man auf 100000 Thaler angegeben.

18.

Ich habe Ihnen einige allgemeine Bemerkungen über die Alpen gegeben. Ich mus Sie noch näher zu diesen wundervollen Gebirgen führen, und deswegen will ich Ihnen

die Reise erzählen, die ich selbst in eine Gegend der Gletscher gemacht habe.

Ich reisete im Anfange des Julius (als welches die gewöhnliche Zeit solcher Reisen ist, weil alsdann die Wege durch die stärkere Sonnenhitze vom Schnee gereiniget sind,) von Bern nach dem Grindelwald, welches die Gegend ist, die am meisten von Fremden besucht wird, weil man daselbst weniger Gefährlichkeiten als an andern Oertern antrift und man einige der berühmtesten Eisberge findet. Diese Gegend, nach welcher ich meine Reise mit vieler Neubegierde nahm, wird das Oberland genennet, und die Alpen trennen den Canton Bern von der Landschaft Wallis. Das Oberland besteht aus den schönsten Thälern und Bergen, und fängt bei der Stadt Thun an. Dieser Ort liegt überaus anmuthig; die Aare fließt hier aus dem See in verschiedenen Betten nach Bern hinunter und außerdem liegen einige steile Berge der Stadt gegen über. Von hier durchsegelt man den Thunersee der Länge nach, welcher auf 3 deutsche Meilen beträgt. Wenn die Fahrzeuge besser wären, als sie gemeiniglich zu sein pflegen, so könte keine Wasserfahrt ange-

angenehmer sein, als diese. Im Anfang sieht man auf der einen Seite des Sees eine Menge von Weinbergen liegen, die sich ungefähr auf eine Meile erstrecken. Hinter diesen erheben sich auf beiden Seiten des Sees starke Gebirge, auf welchen man ganze Heerden weiden siehet, und zwischen welchen fruchtbare Thäler liegen. An dem Fusse der Berge zeigen sich schöne Dörfer und Landhäuser, die einen reizenden Anblick geben. Die Kette der Gebirge, welche den See umgeben, gehet immer fort, und am Ende des Sees gewinnen sie eine grössere Höhe. Der See ist fischreich; aber zuweilen sehr ungestüm, und dieses ist desto unangenehmer, da man wegen der steilen Felsenwände an wenig Orten anlanden kan. Von ihm wird eine besondere Merkwürdigkeit erzählt, nämlich daß er, vermuthlich durch ein unterirdisches Feuer, im Jahr 604 so sehr zu sieden angefangen, daß er eine Menge todter und verbrannter Fische ans Land geworfen. An der Nordseite des Sees wird den Fremden von den Schiffern die St. Beatenhöhle gezeigt, worin der heilige Beat gewohnet haben soll, der zuerst die christliche Religion nach Helvetien

 gebracht.

gebracht. Sie liegt in der Mitte eines hohen und steilen Felsens, und das Aufsteigen ist sehr mühsam. Die Höhle gehet weit in den Felsen hin; aus dem Eingange fließt ein sehr klarer aber kalter Bach heraus; der Grund der Höhle zeigt von dem Wasser viele wellenförmige Lagen. Nicht weit von dem Ende des Sees ist eine reiche Vitriolquelle, welche so stark ist, daß sie das Wasser, worüber sie fließt, schwarz, und das Seewasser, wohin sie sich ergießt, grün färbt. Nachdem diese kleine Reise zu Wasser geendigt war, giengen wir zwo Stunden in einer mit den vortreflichsten Obstbäumen besetzten Ebene, worin auch schöne Wiesen liegen, nach Unterseen, welches tief am Fuße der Alpen liegt und wo die Reisenden sich zur Besteigung derselben anschicken. Hier eröfnet sich schon ein prächtiger Schauplatz, indem die von dem Schnee schimmernden Gebirge sich über ihre Vormauern, die hohen Felsen und zum Theil mit Waldungen bewachsenen Berge, hervorheben.

In Unterseen läßt man das schwere Reisegeräthe, und man nimt nichts mehr mit, als was man bequem fortbringen kan. Weil sich

auf

auf den Höhen sehr wenig Menschen aufhalten und man in dem einzigen Wirthshause im Grindelwald oft nicht hinlängliche Lebensmittel antrift, so nimt man einen Bauer, der die nothwendigen Speisen und Getränke trägt. Die Reise nach den Gletschern kan von hier aus in einer nach und nach sich erhebenden Höhe, die sich auf 3 Meilen erstreckt, noch ziemlich bequem fortgesetzt werden; und man bedienet sich entweder gewisser enger Karren, auf welchen man hinaufgefahren wird, oder man reitet. Eine ganze Stunde hindurch gehet man durch die angenehmsten Thäler und Weiden, die mit fruchtbaren Bäumen bebauet sind und worin sich viele Landhütten befinden. Darauf komt man zwischen Gebirgen und Felsmauern, die auf beiden Seiten fürchterlich in die Höhe steigen und sich immer mehr erheben, ie weiter man reiset. Die Wege werden immer enger und steinigter; und ie höher man komt, desto einsamer und schrecklicher wird alles. Hier giebt es wenig Fruchtbarkeit, weil die Gebirge meistens aus Felsen bestehen, die zum Theil mit Moos und Fichtenwäldern bedeckt sind. In der Tiefe liegen einige Weiden, hin und her

zerstreute Hütten, worin man das Gras und Holz zu samlen pflegt, und verschiedene Häuser, worin Landleute wohnen.

Diese Menschen, so weit ich sie gesehen, sind gesitteter, als man glauben solte. Man trift bei ihnen eine verständliche Sprache, eine sehr gesunde Vernunft, eine gute Kentniß der Natur, so weit es ihre Umstände erlauben, eine freundliche Aufmerksamkeit und Höflichkeit gegen Fremde, und eine beneidenswürdige Ruhe und Zufriedenheit selbst bei der Armuth an, die größtentheils unter ihnen herschet. Wenn sie ihre Arbeiten verrichtet haben, besonders an den Sonntagen, so langern sie sich in getheilten Haufen unter den Schatten der in ihren dürftigen Wiesen stehenden Fruchtbäume, und singen ihre Psalmen. Dies ist in der That ein rührender Auftrit für einen Fremden. Ihre meiste Speise ist Milch, und ihr Getränke Wasser. Man findet einige Gegenden, wo die Landleute, so alt sie auch sind, kein Brod essen, und nichts als gute Milch zu ihrer Nahrung nehmen. Wenn eine fremde Gesellschaft von Reisenden in diese Gebirge komt, so scheint sich auf einmal eine besondere Heiterkeit

bei diesen Leuten auszubreiten, indem es ihnen bei ihrem einsamen Leben ohne Zweifel ein Vergnügen ist, von ihren Nebenmenschen noch andere, als ihre Nachbaren, zu sehen. Ich erinnerte mich bei dem vergnügten Anblick dieser Leute der folgenden Stellen aus dem Gedichte über die Alpen, und es scheint, als wenn das schöne Gemälde in diesen Gegenden entworfen ist; so passend und so richtig ist es.

Wohl dir, vergnügtes Volk! dir hat ein hold Geschicke
Der Laster reichen Quell, den Ueberfluß, versagt;
Dem, den sein Stand vergnügt, dient Armuth selbst zum Glücke,
Da Pracht und Ueppigkeit der Länder Stütze nagt.

Der Reichthum hat kein Gut, das eurer Armuth gleicht.
Die Eintracht wohnt bei euch in friedlichen Gemüthern,
Weil kein beglänzter Wahn euch Zwietrachtsäpfel reicht.

Die Freude wird hier nicht von banger Furcht
begleitet,
Weil man das Leben liebt, und doch den Tod
nicht haßt;
Hier herschet die Vernunft von der Natur
geleitet,
Die, was ihr nöthig, sucht, und mehrers
hält für Last.
Kein müssiger Verdruß verlängert hier die
Stunden,
Die Arbeit füllt den Tag, und Ruh besetzt
die Nacht.
Kein unzufriedner Sinn zankt sich mit seinem
Glücke,
Man ißt, man schläft, man liebt, und danket
dem Geschicke.

Hier macht kein wechselnd Glück die Zeiten
unterschieden,
Die Thränen folgen nicht auf kurze Freu-
digkeit;
Das Leben rinnt dahin in ungestörtem Frie-
den,
Heut ist, wie gestern war, und morgen
wird, wie heut.

Kein ungewohnter Fall bezeichnet hier die
Tage,
Kein Unstern malt sie schwarz, kein schwülstig
Glücke roth.
Der Jahre Lust und Müh ruhn stets auf
gleicher Wage,
Des Lebens Staffeln sind nichts, als Ge-
burt und Tod.
Nur hat die Fröhlichkeit bisweilen wenig
Stunden
Dem unverdroßnen Volk nicht ohne Müh
entwunden.

Entfernt vom eitlen Tand der mühsamen
Geschäfte
Wohnt hier der Seelen Ruh, und flieht
der Städte Rauch.
Ihr thätig Leben stärkt der Leiber reife
Kräfte,
Der träge Müssiggang schwellt niemals ihren
Bauch.
Die Arbeit weckt sie auf, und stillet ihr
Gemüthe,
Die Lust macht sie gering, und die Gesund-
heit leicht.

In ihren Adern fließt ein unverfälscht Geblüte,
Darin kein erblich Gift von siechen Vätern schleicht,
Das Kummer nicht vergällt, kein fremder Wein befeuret,
Kein geiles Eiter fäult, kein welscher Koch versäuret.

Bei euch, vergnügtes Volk, hat nie in den Gemüthern
Der Laster schwarze Brut den ersten Sitz gefaßt;
Euch sättigt die Natur mit ungesuchten Gütern,
Die macht der Wahn nicht schwer, noch der Genuß verhaßt.
Kein innerlicher Feind nagt unter euren Brüsten,
Wo nie die späte Reu mit Blut die Freude zahlt;
Euch überschwemt kein Strom von wallenden Gelüsten,
Darwider die Vernunft mit eiteln Lehren prahlt.

Nichts

Nichts ist, das euch erdrückt, nichts ist, das
euch erhebet,
Ihr lebet immer gleich, und sterbet, wie
ihr lebet.

Doch bald, Freund, hätte ich Ihnen das halbe Gedicht abgeschrieben; es war eine kleine Begeisterung, worin mich sowohl der Dichter, als das Andenken an das glückselige Volk, das er so schön zu schildern gewußt, versetzte, und wobei ich vergaß, daß Sie alle diese Stellen auswendig wissen. Meine Einbildungskraft stellet mir alle die angenehmen Bilder von der Ruhe, der Zufriedenheit und den Tugenden dieser Leute wieder vor, und mein ganzes Herz erwärmt sich so stark, daß ich die dadurch erweckten Empfindungen nicht nur mit Vergnügen zu unterhalten suche, sondern auch alle Landleute so glücklich zu sein wünsche, als ich sie am Fuße der Alpen gefunden. Ich kehre jetzt zu dem Verfolg meiner Reisebeschreibung zurück.

Die hohen Gebirge auf dem Wege nach dem Grindelwald verursachen eine große Dunkelheit, besonders da gemeiniglich die Regen-

wolken

wolken und der Nebel sich an denselben herab- senken. Ueberal stürzen von den fast unabseh- baren Höhen der Felsenwände reissende Bäche und Wasserfälle herab, die aus den Wolken zu kommen scheinen, und in dem tiefen Sturz so stark schäumen, daß das Wasser wie Milch aussiehet, die vom Himmel herabfließt.

Unter diesen Bächen und Waldströmen ist auf der Seite dieses Weges einer besonders merkwürdig, welcher der Staubbach genant wird, bei dem Dorfe Lauterbrunnen von einer hohen Felsmauer 1100 Schuh herabfällt und sein Wasser in einen leichten Staub verwandelt, oder in einen zarten Regen zerstöbert, daß man in dem darunter liegenden Thale schon auf einige hundert Schritte weit von seinen Tropfen, wie vom Thau, benetzt wird. Er fließt durch einen Tannenwald den Berg hinab, und nachdem er sich gesamlet hat, so dringt er auf einmal über die Felsenbank herunter, zerstöbert oben in einen sanften Thauregen, und wird wegen des schiefen Absatzes am Felsen weit getrieben. Wenn der Wind hinzukomt, so treibt er das fein zerstöberte Wasser weit umher. Im Winter

sol

sol davon eine so große Eissäule entstehen, daß man zweifelt, ob dieselbe iemals im Sommer wieder zerschmelzen würde. Oft aber, besonders wenn er von Regen und geschmolzenem Schnee anläuft, wirft er große Steine mit herunter, die, indem sie auf die hervorragenden Felsenbänke stürzen, ein so entsetzliches Geprassel verursachen, daß man einen Donner mit einem starken Echo zu hören glaubt; daher es in solchen Zeiten nicht gut ist, sich nahe unter ihn zu wagen. Wenn die Sonnenstralen in diesen Staubbach fallen, so bilden sie in demselben mit den lebhaftesten Farben einen schönen Regenbogen, den man oft doppelt in dem Staubwasser, oft aber davon den Wiederschein an den Felsen abgebildet sieht. In dem Gedichte über die Alpen befindet sich ebenfals eine Stelle, die sich auf diesen schönen Wasserfall bezieht, und ich kan der Versuchung nicht widerstehen, sie hier wieder abzuschreiben.

Hier zeigt ein steiler Berg die mauergleichen Spitzen,
Ein Waldstrom eilt hindurch, und stürzet Fall auf Fall.

Der

Der dick beschäumte Fluß dringt durch der Felsen Ritzen,
Und schießt mit jäher Kraft weit über ihren Wall.
Das dünne Wasser theilt des tiefen Falles Eile,
In der verdickten Luft schwebt ein bewegtes Grau;
Ein Regenbogen stralt durch die zerstäubten Theile,
Und das entfernte Thal trinkt ein beständig Thau.
Ein Wandrer sieht erstaunt im Himmel Ströme fließen,
Die aus den Wolken fliehn, und sich in Wolken gießen.

Weil das Wasser, das fast von einem jeden Berge und Felsen herabstürzt, sich in der Tiefe samlet, wo ohnedies schon aus dem in den Gletschern geschmolzenen Schnee und Eis Ströme laufen; so hört man auf dieser ganzen Reise ein entsetzlich starkes Geräusch. Die Luft wird zwischen diesen Gebirgen so stark zusammengepreßt, daß man eine durchdringende Wärme

Wärme empfindet. Die Gefahr, der man etwa in diesen Gegenden ausgesetzt wäre, besteht nicht so wohl in den Abgründen, die man oft zur Seite hat, und in dem daneben laufenden meistens engen Wege, sondern vielmehr in den herabhangenden Felsmauern, die ieden Augenblick herunter zu stürzen drohen. Sie fallen in der That auch oft mit solchem Krachen herab, wovon das ganze Gebirge wiederhallt, und begraben Häuser und Menschen. Hin und wieder in den Tiefen sieht man so ungeheure herabgestürzte Felsklumpen liegen, worüber man schon bei dem blossen Anblick erschrickt. Die Gebirge schließen sich zuweilen so nahe an einander, daß man in einer gewissen Entfernung glaubt, als wenn weiter kein Ausgang mehr möglich wäre. Wenn die Nebel von der Mitte der Berge herabsinken, so halten sie sich fast den ganzen Tag in der Tiefe auf. Es ist ein schöner Anblick, wenn die weissen Morgennebel sich hin und her an den Felsen und Gebirgen in einer Oefnung trennen, wodurch sich die dunkeln Wälder und grauen Felsspitzen vermischt zeigen; oder wenn durch den dicken Nebel, der an den Höhen schwebt und

sie bedeckt, ein Wasserfall herunterschäumet. Oft höret man das Geschrei der Geyer und andrer Raubvögel, das den Schauer dieser wilden Einöden vermehrt. Nachdem wir die Höhe erreichet hatten, kamen wir in dem Pfarrdorfe Grindelwald an, welches auf der Spitze des bewohnten Landes gerade gegen die Gletscher über liegt, und wo der Prediger die Fremden aufzunehmen und zu bewirthen pflegt, wenn es ihnen im Wirthshause nicht gefält. Hier eröfnet sich auf enimal die ganze fürchterliche Maiestät der Schneegebirge; man erschrickt bei diesem Anblick und wünscht dieses angenehme Schrecken allen seinen Bekannten mittheilen zu können; und eine stille Bewunderung der Natur, oder vielmehr ihres großen Urhebers, bemächtiget sich eines ieden Herzens.

Unsre Neugierde ließ uns nicht lange in dem Wirthshause verweilen; und nachdem wir in der Geschwindigkeit einige Erfrischungen genommen, so eilten wir in der Begleitung einiger Wegweiser, diese Wunder der Schöpfung in der Nähe zu sehen. Ich glaubte, daß mir die Mühe des Steigens durch die schöne Aussicht, die ich auf der Höhe zu haben hofte,

reich-

reichlich genug belohnet werden würde, und konte mich daher nicht begnügen, am Fusse der Schneethürme stehen zu bleiben. Es war der so genante Grindelwaldgletscher, den wir besahen, und der zwischen dem großen Wetterhorn und dem Mettenberg liegt. Er füllt die ganze weite Oefnung dieser beiden Berge aus und bedeckt den Grund und den Rücken der hinter ihm stehenden Berge, wie mit einem weissen Mantel. Dieser Gletscher ist sehr groß. Seine Oefnung zwischen den Bergen, wo er sich gegen das Thal endiget, hat beinahe etliche tausend Schrit in der Breite; er theilt sich in verschiedene Arme. Ich wagte es, einige Stunden höher zu steigen, und dies konte geschehen, weil an der Seite des felsigten, mit Schnee oben beladenen Berges, ein schmaler Weg hinaufgeht. Allein weil ich auf der einen Seite nichts als eine steile Felsenwand hatte und auf der andern Seite neben dem schmalen Wege, der noch darzu mit Felsen und Gesträuchen halb verschlossen war, sich eine erschreckliche Tiefe zeigte, worin viele von Eis und Schnee aufgethürmte Höhen emporsteigen; so mußte ich mich bald mit der Höhe begnügen,

die ich hatte erreichen können, und ich mochte mich der Mühe und der Gefahr nicht länger aussetzen. Ich war indessen fähig, mir die übrige Gegend weiter vorzustellen.

Der Rückweg ward desto gefährlicher, da man über die Erhöhungen und Felsen, die sich auf dem schmalen Wege zeigen, meistens herunterglitschen mus; und man erstaunt, daß sich vordem Bauern gewaget, durch diese Gegend einen Weg nach dem Walliserlande zu versuchen. Indessen mag sie vordem nicht so fürchterlich gewesen sein, als sie iezt ist. Man siehet noch Stämme von Lerchenbäumen aus dem Eise hervorragen, die noch ganz frisch aussehen, und dennoch schon sehr lange daselbst stehen. Denn man weis, daß diese Gegend wenigstens seit 60 Jahren mit Schnee bedeckt ist. Die Bäume beweisen, daß dieser Ort ehemals fruchtbar gewesen ist. Vordem sollen auch die Walliser zur Wallfahrt nach der heiligen Petronella hieher gekommen sein; und man sol noch unter dem Eise den Eingang der Kapelle wahrnehmen, ob ich ihn gleich nicht gesehen, und dieses auch von andern als ein blosses Vorgeben bestritten wird. So viel ist

indessen

indessen gewiß, daß diese Heilige vormals im Grindelwalde ihren Sitz gehabt. Was die Liebe zur Freiheit thut, kan man aus folgender Erzählung sehen. Im Jahr 1712 während des einheimischen Krieges wurden drei Grindelwalder in dem Wallislande, wo sie arbeiteten, zu Geisseln behalten. Sie konten nirgends entwischen, als über diese ungeheuren Eisberge; und der ehemals offene Weg war schon lange vergletschert. Die Noth lehrte sie die Gefahr verachten. Von der Walliserseite kamen sie zwar, ohne viele Beschwerde, bis oben auf die Berge, weil der Schnee auf der Mittagsseite im Sommer meistens wegschmilzt. Die Seite gegen Grindelwald aber ist lauter Eis. Sie waren also genöthiget, ihre Tritte einen nach dem andern mit Beilen einzuhauen, und um nicht zu erfrieren, mußten sie Tag und Nacht fortarbeiten. Nach dieser erstaunlichen Mühseligkeit und Gefahr kamen sie endlich halb todt in dem Grindelwald an, und wurden der Obrigkeit von den Einwohnern als ein Wunder vorgestelt.

Weil man, wenn man auch noch so hoch sich zu steigen bemühet, wegen der Rauhigkeit der

Felsen, Abgründe und Gebüsche doch sehr ver-
hindert wird, vornehmlich aber die Gebirge
über einander hervorragen, und die Aussicht
auf allen Seiten begränzen; so sieht man in
dieser Gegend nicht das auf den Höhen, was
man zu sehen glaubt, wenn man noch am Fusse
der Berge steht. Auf der Anhöhe, auf welcher
ich war, habe ich sehr kalte Winde bemerkt,
ob es gleich sonst ein warmer Tag war; und
diese Kälte ist oft gefährlich, weil man wegen
des beschwerlichen Aufkletterns vom Schweiße
übergossen ist. Was den Schnee anbetrift, so
hat er eine fast undurchdringliche Härte. In
den Zwischenräumen der Felsgebirge steigen
viele hundert große spitzige Thürme von Eis
empor; sie glänzen wie Kristall, oder silberne
Säulen, sind meistens sehr hoch, und geben
einen prächtigen Anblick. Unter diesen höret
man im Sommer ein fürchterliches Geräusch
von Strömen, die sich unter dem Eise hervor-
drängen; und oft reisset das Wasser Klumpen
von Eise ab, welches ein hohles Krachen ver-
ursacht, als wenn ein Donner gehöret würde.
Nicht weniger wälzen sich oft Lasten von Schnee
herunter, die der Wind auf den Felsgebirgen
los

los macht. Ohngeachtet dieser Eisberge ist doch das Grindelwaldthal sehr fruchtbar. Es werden in demselben über 2000 Stück großes, und an 2600 Stück kleines Vieh geweidet. Gerste, Roggen, Gras und Hanf kommen hier fast zu gleicher Zeit zur Reife; in einer Zeit von drei Monaten kan man hier säen und erndten; und schöne Kirschen und Erdbeeren wachsen nahe unter dem Eise.

Den nahen Gegenstand von unterschiednen Zonen
Trennt nur ein enges Thal, wo kühle Schatten wohnen.

19.

Oben auf dem Berge herschet eine fast beständige Kälte; starke Winde und sehr feuchte Nebel sind die gewöhnliche Witterung in diesen Revieren. Daher wachsen da auch Pflanzen, die sonst nur in Lappland und bei den Spitzbergen erscheinen. Ein guter Theil der Wolken komt die meiste Zeit des Jahres nicht bis an die Spitzen der höchsten Berge, sondern bleibt weit unter denselben stehen. Von

diesem Aufsteigen und Niederwallen der Wolken an den Bergen weiß der kluge Landmann das Wetter genau vorher zu verkündigen.

Der eine lehrt die Kunst, was uns die Wolken tragen,
Im Spiegel der Natur vernünftig vorzusehn;
Er kan der Winde Strich, den Lauf der Wetter sagen,
Und sieht in heller Luft den Sturm von weiten wehn.
Er kent die Kraft des Monds, die Würkung seiner Farben,
Er weiß, was am Gebirg ein früher Nebel wil.

v. Haller.

Ein Reisender, der einen mit Wolken bedeckten Berg besteigt und durch dieselben geht, sieht nichts als einen dichten weissen Nebel. Ist er über die Wolken hinaus, so kömt er gleichsam in eine neue Welt. Er erblickt die Sonne, welche ihm unten von den Wolken entzogen war. Er schaut über die Wolken hin, wie einer, der von einem Vorgebirge in das Welt-

Weltmeer sieht. Er nimt eine große Menge von Inseln wahr, nehmlich die Berge, die durch den erhabenen Ocean der Wolken ihren Rücken hervorstrecken. Ein Schauspiel, das unbegreiflich ergötzt, besonders wenn sich die Wolken an einem Orte öfnen, daß man gleichsam vom Himmel einen Blick auf die tiefe Erde hinabwerfen kan.

Durch den zerfahrnen Dunst von einer dünnen Wolke
Eröfnet sich im Nu der Schauplatz einer Welt.
Ein weiter Aufenthalt, von mehr als einem Volke,
Zeigt alles auf einmal, was sein Bezirk enthält.
Ein sanfter Schwindel schließt die alzuschwachen Augen,
Die den zu breiten Kreis nicht durchzustrahlen taugen.

v. Haller.

Oft aber sind die Wolken und Nebel an den Bergen so dick, daß sie den Fortgang der Reise verhindern, indem die Verdunkelung,

sie verursachen, besonders an unbekanten Orten, nicht selten gefährlich wird. Eine schwebt über die andere hinauf, und wenn man sich durchgearbeitet zu haben glaubt, so erblicket man immer neue finstre Wände vor sich. Nichts aber ist angenehmer, als auf einem Berge über die Wolken zu stehen und die niedrigen Gewölke sich in Regen in die Thäler hinab ausleeren zu sehen. Das herlichste Schauspiel aber, das einige meiner Freunde mit angesehen, ist der Anblick eines Gewitters, das man unter seinen Füssen hat. Uebrigens weiß man, daß die Nebel im Frühling und im Anfang des Herbstes häufiger sind, vornehmlich in Gegenden, wo sich hohe Berge und Flüsse befinden, und daß sie da oft den ganzen Tag über einen Strich bedecken.

Scheuchzer versichert, daß die Reisen in den schweizer Gebirgen sehr gesund sind. Bei abwechselndem Auf- und Absteigen kommen alle Glieder des Leibes in Bewegung, aber nicht zugleich, sondern nach und nach und wechselsweise, so daß, wenn einige Nerven arbeiten, andere, die sich eben vorher abgemattet haben, unterdessen ruhen können. Ausserdem wird durch

die

die fortgesetzte Bewegung aller Glieder der Lauf des Geblüts merklich befördert. Betrachtet man dabei noch die Ausdehnung der innern in dem Körper enthaltenen Luft, die geringere, schwere und rauhe Kälte der äußern, so erkent man, daß der Kreislauf aller Säfte befördert und die Ausdämpfung des Leibes verhindert wird, welches gewis sehr die Leibeskräfte stärkt. Indessen ist es wahr, daß derienige, welcher der Bergreisen nicht gewohnt ist, auf den höchsten Alpfirsten eine merkliche Schwierigkeit des Athemholens empfindet, welches aber nicht so wohl von Mattigkeit der Glieder, als von der Ausdehnung der innern die Lunge umgebenden und zusammendrückenden Luft herkomt.

Aus dieser Ausdehnung der Luft wil man auch zum Theil die vorzügliche Grösse des schweizer Viehes erklären. Denn man hat angemerkt, ie höher es auf die Alpen hinaufkomt, desto mehr nimt es zu. Auch lehrt die Erfahrung, daß die schweizer Kühe, die man nach Deutschland und Italien geführet, um davon eine Zucht zu ziehen, von ihrer Grösse und Stärke verlohren. An dieser Veränderung ist nicht allein der Mangel der dünnen Bergluft, sondern auch der

schönen

schönen Wasserquellen und Bergkräuter Ursach, die das Vieh in keinem andern Lande findet.

Es ist merkwürdig, daß die Buchen, Fichten, Lerchenbäume und andere Gattungen nicht auf den obersten Alpspitzen, sondern nur bis auf eine gewisse Höhe wachsen; auch werden die Bäume immer kleiner, ie höher man sie findet. Dieses gilt auch von den Alpkräutern. Dieienigen, welche auf den obersten Bergspitzen wachsen, sind weit kleiner, als dieienigen, welche an niedrigen Orten hervorkommen; sie sind oft so klein, daß man sie kaum fassen und mit der Wurzel ausreissen kan. Ueberhaupt kan man sagen, daß die Kräuter weit kleiner sind, wo die starken Winde wehen. Die kleine Gestalt der Bergkräuter aber wird durch ihren gewürzten Geruch und Geschmack wieder vergütet. Weit kräftiger sind die schweizer Pflanzen, als die von eben der Art in andern Ländern wachsen; iährlich wird davon eine Menge nach Holland und England geführt und zu Arzeneimitteln gebraucht.

Noch mus ich etwas von den Metallen in der Schweiz anführen. Die Lagerstellen, welche die Metalle hier haben, sind sehr von

denen

denen verschieden, worin man sie in andern Ländern findet. In Hungarn, Sachsen und andern Gegenden liegen sie tief in die Erde eingesenkt; ie weiter man in ihre Eingeweide eingräbt, desto reichhaltiger werden sie; die obere Erdrinde ist ziemlich unfruchtbar und die Schärfe vieler metallischer aus dem Innern der Erde aufsteigender Dünste versenget gleichsam das Gras, Korn und andere Früchte. Hingegen in der Schweiz sind in den Tiefen der Gebirge mehr Wasserschätze als Metallen; daher auch die aufsteigenden und in Wolken, Brunnen und Flüsse sich verwandelnden Dünste von wenigen metallischen Dünsten begleitet sind und die obere Erdrinde nicht nur befeuchten, sondern auch sehr fruchtbar machen. Die Metalle liegen gemeiniglich nicht in ihren Adern, sondern meistens zwischen den Felsen wie kleine Stücke eingesprengt; sie liegen nicht tief und werden desto schlechter, iemehr man in die Tiefe komt. Allein weil hin und wieder Mangel an Holz zu den Schmelzhütten ist, weil man die Bergleute mit großer Unbequemlichkeit und Kosten aus fremden Ländern kommen lassen, und die Einwohner für die Mühe, die

sie beitragen, reichlich bezahlen mus; so hat man noch weniger Lust, sich mit den Bergwerken abzugeben.

Man findet in der Schweiz gediegenes Gold in dem Sande einiger Flüsse. Diese Art von Gold darf nicht erst durchs Feuer von andern Metallen oder Steinen geschieden werden, sondern wird allein aus dem Sand gewaschen. Im Canton Bern wäscht man Gold aus der grössern Emmat, die in dem obern Emmenthal entspringt und unter Solothurn in die Aare fließt. Ferner findet man es in dem Goldbach im Canton Lucern, in der kleinen Emme, in der Reuß, in der Adda, im Rhein nicht weit von seinem Ursprung, und in andern Gegenden. Vornehmlich ist es die Aare, die Gold führt und deren der Sänger der Alpen in dieser Absicht erwähnt.

Der Berge reicher Schacht vergüldet ihre Hörner
Und färbt die weisse Fluth mit königlichem Erzt;
Der Strom fließt schwer von Gold und wirft gediegne Körner,

Wie

Wie sonst nur grauer Sand gemeines Ufer
schwärzt.
Der Hirt sieht diesen Schatz, er rolt zu seinen Füssen;
O! Beispiel für die Welt! er sieht und —
läßt ihn fließen.

Ein schöner Zug, wenn der Hirt aus einer glücklichen Unwissenheit oder aus edler Verachtung das Gold fliessen ließe. Allein eine Note des Dichters lehrt, daß die Einwohner in den Gebirgen zu reich sind, um Gold zu waschen, und daß nur unten im Lande die ärmsten Leute um Aarwangen und Baden sich damit beschäftigen. Bequemer ist immer das Goldfischen als das Graben in den Bergwerken; aber lange nicht so einträglich, als dieses. Die Goldfischer bemerken, daß sich der goldreiche Sand vornehmlich auf den sogenanten Klingen befindet; diese sind von dem Wasser selbst aufgeworfene Sandhaufen etwa in der Mitte des Flusses. Auf denselben bleibt der schwere Goldsand liegen, und der leichtere wird von dem Fluß weggeschemmt. Daher suchen die Goldfischer ihre Schätze auch in und

bei

bei den Wirbeln. Am meisten gehen sie auf die Beute aus, wenn die goldreichen Bergwasser vom Platzregen oder geschmolzenem Schnee angelaufen sind und bei den Austretungen den schweren Goldsand von dem unnützen Sande geschieden zurücklassen. Die Obrigkeit macht kein Monopolium aus dem Goldfischen; ein ieder hat die Freiheit, Gold zu suchen und zu waschen, nur daß er einen gewissen Zehenden der Obrigkeit oder dem Landvoigt zustellen mus, welches aber wenig beobachtet wird. Aus den Goldkörnern, welche die Flüsse in der Schweiz führen, schließet man richtig, daß sich in den Gebirgen, woher die Flüsse ihren Lauf nehmen, reiche Goldquellen befinden.

Was das Silbererzt anbetrift, so findet man in den Gebirgen der Schweiz keine kostbaren und weichflüssigen Silberstuffen; sondern die Silbererzte sind meistens hart, streng in Steine eingesprengt, oder mit Bleyerzt untermengt; daher man sich keine große Ausbeute in Ansehung dieses Metalls versprechen kan. Man zählet verschiedene Silberbergwerke, die Scheuchzer zum Theil nahmhaft

macht.

macht. Man hat oft angefangen, sie zu bearbeiten. Allein da die Adern sich bald wieder verlohren, und man kaum so viel fand, daß man die Unkosten der Arbeit damit bestreiten konte, so hat man sie endlich völlig liegen lassen.

Der ganze Berg Jura, der sich vom Schafhauser Gebiete durch den Canton Zürch, die Grafschaft Baden, die Cantons Bern, Solothurn, Basel, die Grafschaft Neuenburg und längst dem Genfersee bis in Frankreich ziehet, ist durchaus in seinen Eingeweiden mit Eisen und eisenschäftigem Kies angefüllet. Ausserdem giebt es eine Menge von Eisenerzten im Zürcher, Berner, Lucerner, Urner, Unterwaldner, Solothurner und Schafhauser Gebiete, ferner in Bünden und im Walliser Lande.

Kupfererzt giebt es weniger; die meisten liegen im Graubündner Lande, woselbst auch viel Blei in den Thälern gefunden wird. Zinn findet man in der Schweiz gar nicht.

Die Krystallen der Schweiz haben ihren Geburtsort auf den Gotthardischen, Lepontinischen, Rhätischen und Walliser Gebirgen;

je höher man komt, desto reiner, größer und schöner findet man sie und es ist vielleicht in der Welt kein Land, wo man so viele und seltsame Krystallen antrift, als hier. Scheuchzer hat davon eine Menge beschrieben und Abbildungen in Kupferstichen dabeifügen lassen; ich zweifele aber, ob sein Verzeichnis volständig sei und alle Gattungen enthalte. Seine Beschreibungen sind zwar weitschweifig und mit vielen Nebendingen vermischt; indessen sind seine Anmerkungen lehrreich, mit Kentnis der Natur und Belesenheit vorgetragen. Zugleich handelt er die Lehre von der Zeugung der Krystalle ab; allein ich übergehe diese Materie, die bereits in so manchen guten Schriften untersucht worden. Wer ein Liebhaber der Krystalle ist, der wird sie nicht nur in öffentlichen Kabinetten, sondern auch in vielen Privatsamlungen in der Schweiz häufig antreffen. Man kan den Schweizern das Lob nicht entziehen, daß sie nicht nur auf die Merkwürdigkeiten ihres Landes sehr aufmerksam sind, sondern sie auch den Fremden mit Vergnügen vorzeigen. Selbst viele Prediger in den entlegenen Berggegenden fangen an, sich aus der Samlung und

Unter-

Untersuchung der Naturalien ihres Vaterlandes eine eben so nützliche als angenehme Beschäftigung zu machen.

An verschiedenen Orten, am meisten auf hohen Bergen und selbst in tiefen Bergwerken findet man Steine, die ihrer Gestalt nach mit noch lebenden Thieren volkommen übereinkommen. Daher kan man nicht leugnen, daß diese Steine nicht würklich die Thiere gewesen, welche sie vorstellen. Man hat Muscheln, davon ein Theil noch nicht versteinert ist, woraus man deutlich siehet, daß auch der Theil, welcher versteinert ist, vorher nicht steinern, sondern von der Materie gewesen, woraus die Muscheln bestehen. Desgleichen hat man Steine, auf welchen Fische zu sehen sind, wovon die Schuppen zum Theil in Steine verwandelt sind, zum Theil aber ihr voriges Wesen behalten haben. Es ist also nicht mehr zu zweifeln, daß der Ursprung dieser Dinge würklich aus dem Thierreich herzuleiten ist. Nun entstehen hier zwo Fragen: Wie geht es zu, daß diese Thiere jetzt auf den hohen Bergen gefunden werden, da die meisten von ihnen nirgends als im Meer leben können; woher komt es, daß

sie iezt versteinert sind? Wegen der ersten Frage sind die Naturforscher nicht einig. Einige glauben, es komme von der Sündfluth; andere behaupten, daß es von irgend einer partikulairen Ueberschwemmung herrühre; noch andere nehmen an, es sei vormals an den Orten, wo man iezt diese versteinerten Geschöpfe findet, Meer gewesen. Was die andere Frage anbetrift, so mus man merken, daß es Sachen gibt, die würklich, da sie vorher aus einer andern Materie bestanden, in Steine verwandelt worden. Andere sind nur ausgehärtet, nehmlich die steinerne Materie ist, da sie noch flüssig war, in die hohlen Schalen der Schnecken, Meer-Igeln u. s. w. hineingeflossen und nachher hart geworden. Daher findet man iezt Schnecken- und Muschel-Steine, deren Schale noch in ihrem natürlichen Zustande, inwendig aber ein Stein ist, der die Gestalt der äussern Schale volkommen an sich hat. Doch über diese und andere ihnen ähnliche sehr wichtige Merkwürdigkeiten der Schweiz, wil ich Sie, mein theuerster Freund, auf dasjenige verweisen, was der gelehrte Herr Gruner in seiner Beschreibung der Eisgebirge des

Schwei-

Schweizerlandes, und besonders im dritten Theil, davon erzählt und urtheilt. (*) Uebrigens besteht der Nutzen, den man aus der Untersuchung der Versteinerungen zieht, darin, daß man die ehemalige Beschaffenheit des Erdbodens kennen lernt; daß man dadurch ziemlich von dem Ursprung und Wachsthum der Steine unterrichtet wird; daß man sehen kan, ob die Thiere, welche vor alten Zeiten in dem Meere gelebt haben, sich noch daselbst befinden, und ob sie nach einer so langen Fortpflanzung ihre Gestalt behalten haben. Viele versteinerte Muscheln haben auch einen medicinischen Gebrauch.

Daß es besonders in den vorigen Zeiten viele Erdbeben in der Schweiz gegeben, davon findet man im Scheuchzer eine weitläuftige Anzeige. Er hat alle Nachrichten gesamlet, welche diese Naturbegebenheit betreffen und überal Ort und Tag angezeigt. Es ist bekant, daß alle bergigte Gegenden vornehmlich dem Erdbeben

 unter-

(*) Eine andere merkwürdige Schrift des Herrn Gruner über diese Gegenstände ist in diesem Jahre zu Bern unter dem Titel: Naturgeschichte Helvetiens in der alten Welt, herausgekommen.

unterworfen sind, weil in ihren Höhlen und Grüften allerhand schwefeligte, salpetrische und andere entzündbare Dünste sich aufhalten. Es giebt Felsenberge in der Schweiz, die so gespalten sind, daß es nicht anders als durch ein Erdbeben geschehen können. Ohne Zweifel fallen noch immer in den Alpen viele Erdbeben vor, die aber wenig bemerkt werden, weil in vielen Gegenden gar keine Menschen wohnen. Unter allen Erdbeben in der Schweiz war wohl keines größer, als das, welches sich 1356 den 18ten October vornehmlich zu Basel ereignete, zur Nacht in zehn heftigen Stößen ausbrach, Häuser, Thürme und Kirchen niederstürzte, den ansehnlichsten Theil der Stadt zerstöhrte, mit einem wütenden Feuer verbunden war, über tausend Menschen tödtete, und auf vier Meilen um die Stadt vier und dreissig Schlösser verheerte. Dieses schreckliche Erdbeben ward nachher ein ganzes Jahr hindurch fast alle Tage verspürt, ob es gleich weniger heftig und schädlich war.

20.

Die Gemsen, die schon hin und wieder genant sind, verdienen noch eine besondere Be-

Betrachtung. Diese Thiere sollen ein sehr zä-
hes Leben haben; wenigstens wissen die Jäger
viel davon zu erzählen. Sie geben vor, daß
diese Thiere schußfrei wären, wenn sie vor Son-
nenuntergang von der Gemsewurz gegessen
haben. Andere sagen, daß sie schwer zu erschies-
sen sind, wenn sie in ihrem Magen die soge-
nanten Gemsekugeln tragen. Wenn man aber
viele Dinge in Betrachtung zieht, die bei der
Gemsenjagd vorfallen, so geht es wohl mit
dem harten Leben dieser Thiere sehr natürlich
zu. Denn die rauhe und kalte Luft, der sie
immer ausgesezt sind, macht sie hart und stark.
Sie haben eine dicke Haut; und der Jäger hat
mehrentheils einen zu weiten Stand von ihnen,
als daß er sie allemal mit einer einzigen Kugel
treffen könte. Sehr begierig lecken die Gem-
sen die sogenanten Salzläkinen. Man glaubt
nicht ohne Grund, daß sie dadurch ihren Ma-
gen von dem Schleim und den Unreinigkeiten
befreien, die aus ihren trocknen und zähen
Speisen entstehen. Besonders erzählt man,
daß sie häufig die Sulzen auf dem Fißmat,
zwischen welchem der Weg in das Urnerland
gehet, besuchen. Diese Sulzen sind Felsen-

 klippen,

klippen, die von der Natur mit Salz oder Salpeter durchwürzt sind und die mit der größten Begierde von ihnen geleckt werden. Sie kommen da, vornehmlich im Voll- und Neumond, in großen Truppen zusammen und machen verschiedene Tagereisen dahin. Wenn sie dort angekommen sind, essen sie ein Paar Tage hindurch nichts, sondern belecken beständig diese gesalzene Felsenbänke. Einige dieser Sulzen sind naß, andere trocken. Es ist merkwürdig, daß die Gemsen auf diesem Alp niemals Kugeln oder Bezoar haben, obgleich die auf den benachbarten Alpen beinahe durchgehends damit versehen sind.

Die Gemsenjagd ist nützlich, aber zugleich eine der beschwerlichsten und gefährlichsten, und von ganz besonderer Art. Dem Jäger nutzen dabei die Hunde nichts. Er selbst mus oft von einer steilen Felsenspitze über die andere hinüberspringen. Seine Ausrüstung besteht in einem schlechten Kittel, Schießgewehr, Pulver und Kugeln, einen Renzel, worin etwas dürres Brod und Fleisch oder Käse ist, und ein Paar Schuheisen, die er an die Schuhe anlegen und womit er über die jähen abhängigen Felsen oder

Glet-

Gletscher klettern kan. Seine Wirthshäuser sind die Senten, in welchen er Milch und Milchspeisen zu seiner Labung findet. Da nimt er auch seine Nachtherberge, fast immer auf blosser Erde. Oft wird er ganz zerfallen nach Hause zurückgebracht. Oft stürzt er solche ungeheure Tiefen über Fels und Berg hinunter, daß man ihn nie wieder findet. Zuweilen werden die Thiere von den Jägern an einem Ort, der kaum einen halben Schuh breit ist, wo vorne eine hohe Felsenwand, hinten aber ein unabsehlicher Abgrund ist, in die Enge getrieben. Sehen die Gemsen, daß sie vor sich nicht weiter kommen können, hinter sich aber ihren Feind haben; so drängen sie sich vol Verzweifelung und im schnellen Sprunge zwischen dem Felsen und dem Jäger hin, und stürzen diesen in den Abgrund. In diesem gefährlichen Zustande legt sich der Jäger entweder der Länge nach zu Boden, damit die Gemsen über ihn weg ohne Anstoß springen können; oder er steht aufrechts, so nahe an der Wand, als möglich, damit das Thier, wenn es keinen Raum zwischen dem Jäger und der Wand merket, neben ihm vorbei springe. Hier pflegt

er denn noch den Vortheil zu ergreifen, daß er dem vorüberspringenden Thiere einen Stoß giebt, daß es sich stürzen mus. Wo aber die Gemse zwischen dem Jäger und dem Felsen einen kleinen Raum merket, da drängt sie sich herein, und stürzt ihn herunter. Manchmal versteigt sich der Jäger so weit, daß er weder vor noch hinter sich weiter kommen kan, und sein Leben durch einen gewagten Sprung zu retten genöthiget ist, bei dem er keinen größern Ansatz hat, als ein eine halbe oder ganze Hand breit hervorragendes Felsenstück. In dieser äussersten Gefahr wirft er sein Geschütz von sich, zieht die Schuhe, denen er wegen der Schlüpfrigkeit nicht trauen darf, aus, schneidet sich mit dem Messer in die Fersen, oder in die Ballen des Fusses, damit das hervordringende Geblüte an dem felsigten Vorschuß statt eines Leims dienen könne, welcher den Fuß an dem Felsen, ohne Gefahr des Ausglitschens, fest anhält. So setzt er manhaft an und wagt den Sprung.

Die Jäger sehen sich sehr vor, daß die Gemsen, die einen sehr zarten Geruch haben, nicht vom Winde die Ausdünstungen des Jägers

gers merken. Sind die Gemsen noch jung, daß sie ihren in der Flucht begriffenen Eltern nicht folgen können, so fängt sie der Jäger lebendig und führt sie mit sich nach Hause. Oder er fängt die jungen Gemsen, wenn sie ihm entlaufen, mit folgender List. Wenn er die säugende Mutter erschossen hat, legt er sich auf die Erde nieder und stelt die todte Mutter auf ihre vier Füsse, als ob sie lebendig wäre. So locket er die Jungen herzu, welche er erhaschet und am Stricke mit sich wegführet. Oft aber folgt die junge Gemse dem Jäger gleichsam als eine freiwillige Sklavin nach, wohin er gehet. Bringt sie der Jäger lebendig heim, so ernährt er sie mit Geißmilch, und macht sie so zahm, daß sie oft mit ihren Stiefeltern, den zahmen Geisen, auf den Alpen weidet und ungezwungen wieder zurückkomt. Jedoch verlassen auch diese vermeinten zahmen Gemsen manchmal ihre Geselschaft, und laufen wieder auf die höchsten Gebirge zu den wilden zurücke.

Die Gemsen leben in zahlreicher Geselschaft und theilen ihr Futter, welches sie gleich einer Beute in gröster Unsicherheit wegschnappen müssen, ganz freundschaftlich. Damit sie aber

desto

desto sicherer weiden können, haben sie beständig eine Schildwache. Eine dieser Gemsen, welche die Jäger das Vorthier oder die Vorgeiß nennen, führt den ganzen Trup auf, und hält Wache, indem die andern weiden. Wenn es nun etwas Verdächtiges hört oder sieht, so giebt es dem Truppe durch ein helles und durchdringendes Pfeiffen das Zeichen zur Flucht. Wenn hingegen das Vorthier in seiner Kehr weidet, so steht allezeit ein Bedienter von dem Trup mit gespitzten Ohren zur Schildwache neben ihn. Diese armseligen Thiere leben zu keiner Zeit sicherer, als in stockfinsterer Nacht und mitten im Winter, da ihnen nicht beizukommen ist. Denn ihre Winterquartiere haben sie nicht auf den höchsten Bergspitzen, wo sie im Sommer umherspringen, sondern mitten in den Alpen unter hervorragenden Felsen, wo sie vor den herabfallenden Schneelauinen sicher sind und sich theils von den unter dem Schnee grünenden Kräutern, theils von Wurzeln, theils von Tannenreisern nähren. Die Gemsen sorgen das ganze Jahr hindurch nicht nur für ihre eigene Erhaltung, sondern auch für die Jungen, welche sie nicht eher auf gefährliche Klip-

pen

pen führen, als bis sie des Steigens gewohnt sind. Sie müssen sie auch vor dem Anfalle der großen Steingeyer beschirmen, welche sich plötzlich auf die jungen Gemsen herablassen, sie mit ihren Klauen anpacken, und mit in die Luft fortschleppen, oder mit ihren Flügeln so schlagen, daß sie über die Felsen herabstürzen, und ihnen also nach dem Tode zu Theil werden.

Die Gemseballen oder Gemsekugeln findet man im Magen. Sie sind rund oder längslicht rund, schwarz oder grau, etwa so groß wie eine Haselnuß, selten wie ein Hüner- oder Gänse-Ey, und bestehen inwendig aus lauter in einander geflochtenen Wurzelfasern der Alpkräuter. Es ist bekant, daß die Gemsen im Winter, aus Mangel der Nahrung, die Wurzeln aus der Erde zu scharren genöthiget sind, da sich solche denn gar leicht unter beständiger Bewegung und Zusammenziehung der Magenhäute über einander wickeln und in eine Kugel formiren können, welche von dem Schleim des Magens immer fester gemacht wird. Wie die Metzger von dem Hornvieh, das Haarballen hat, bemerken, daß es mager sei; so bekräftigen die Jäger der Gemsen bei diesen eben dasselbe.

dasselbe. Uebrigens hat man die Gemseballen von vielen Zeiten her für eine große Arzenei gehalten und man nent sie deutschen Bezoar.

Der Steinbock ist auch ein besonderes Thier. Es gehört ebenfals in das Ziegengeschlechte, ist aber vom Leibe schwerer, als die Gemse. Es hat rauhe Schenkel, und einen kleinen Kopf, wie der Hirsch. Seine Augen sind klar und schön. Er trägt ein schweres Horn hinter sich auf dem Rücken, welches knorricht ist und im Alter an 20 Knoten bekömt, so daß ein solches Geweihe oft 18 Pfund wiegt. Seine Klauen sind sehr scharf gespalten, wie bei der Gemse. Seine Natur schreibt ihm seinen Aufenthalt nur auf den allerhöchsten Schneegebirgen vor; denn er mus sehr kalte Luft haben, sonst wird er blind. Im Springen übertrift er die Gemse sehr weit. Seine Sprünge sind denen, die das Thier nicht kennen, unglaublich. Kein Gebirge ist so hoch und steil, auf welches sich nicht der Steinbock waget, wenn er nur seine scharfen Klauen ansetzen kan. Er läuft eine hohe Mauer hinauf, wenn sie nur rauh ist. Die Jäger müssen, um ihn zu fällen, ihn nachsteigen, und ihn

an eine hohe und glatte Wand zu treiben suchen, worüber er nicht wegspringen kan. Oft lassen sich die Jäger an Seilen über schräge Felsen herunter. Wenn das Thier geängstiget wird und ihn die Flucht nicht offen ist, so steht es stil, und wartet, bis der Jäger an dem Felsen herumgehet, und giebt Achtung, ob es zwischen dem Jäger und dem Felsen hindurch sehen könne. Sieht es eine Oefnung, so dringt es hindurch, und stürzt den Jäger über den Felsen herunter, wenn er nicht seinem Schicksal zuvorzukommen und das Thier im vollen Sprunge herunterzu-stürzen weiß.

Ausser diesen Thieren giebt es in der Schweiz noch unzählige andere, und diejenigen, welche die Jagd lieben, können sich hier mit derselben belustigen. Allein die Jagdverord-nungen, die man in andern Ländern hat, schei-nen hier nicht recht bekant, oder nicht beob-achtet zu werden; ein ieder Bürger geht auf die Jagd, oder schickt seine Söhne dahin, und in einigen Gegenden jagen selbst die Bauern. Daher sind auch einige Reviere sehr leer von Wild geworden; und wegen der vielen Ge-birge und rauhen Waldungen hat die Jagd

hier

hier auch mehr Beschwerlichkeiten, als anderswo. Indessen bekömt man überal auf den Tafeln das schönste Wildpret von allerlei Art. Noch mus ich hier aus dem Gedichte über die Alpen das lebhafte Gemälde von der Jagd der Schweizer mittheilen.

Allein es ist auch hier der Herbst nicht leer an Schätzen,
Die List und Wachsamkeit auf hohen Bergen findt;
Eh' noch der Himmel graut, und sich die Nebel setzen,
Schalt schon des Jägers Horn, und ruft dem Felsenkind.
Da setzt ein schüchtern Gemß, beflügelt von dem Schrecken,
Durch den entfernten Raum gespaltner Felsen fort;
Dort kürzt ein künstlich Blei den Lauf von schnellen Böcken,
Hier flieht ein leichtes Reh, es schwankt, und sinket dort.
Der Hunde lauter Kampf, des Erztes tödlich Knallen
Tönt durch das krumme Thal, und macht den Wald erschallen.

Da

Da der schweizer Käse so berühmt ist; so mus ich Ihnen noch etwas von seiner Zubereitung erzählen. Der Senne siebt die frisch gemolkene Milch durch ein hölzernes, oben weites, unten enges, mit frischem Tannenreißig verstopftes Instrument, das die Föllen oder Milchsienen heißt, in den großen Wellkessel oder Käsekessel, welcher an einem hölzernen Schnabel (Thurner) hängt, damit er mit leichter Mühe von dem Feuer wegzunehmen und über demselben zu bewegen ist. Wenn die reine Milch eine Zeitlang über dem Feuer gestanden hat, thut man einen Löffel vol Lupp hinzu, womit er bis hundert Maaß Milch scheiden kan. Von dieser geschiedenen Milch nimt man mit einer durchlöcherten Kelle den Abzug hinweg, welches ein schäumigtes Wesen ist, das den Schweinen zur Nahrung dient. Die übrige zum Käsemachen dienliche und in ein dickes zusammenhaltendes Wesen zusammengeronnene Materie nent man Bulderen. Dieselbe zerbricht der Senne mit dem Käsebrecher in die kleinsten Stücke. Alsdann scheidet sich die dicke Materie von dem wässerichten Wesen. Jene heißt Käse, diese aber Sirpen.

 Von

Von dieser Sirpen nimt der Senne etliche Maaß weg, und schüttet sie in ein anderes Geschirr. Den Käse aber faßt er in die Mutten, welche abhängig auf das Muttenholz gelegt wird, damit die überflüßige wässerichte Feuchtigkeit weiter ablaufe. Unterdessen wird die Sirpen, weil sie noch viele fette nahrhafte Theile in sich hat, wieder über ein stärkeres Feuer gesetzt, damit sich aufs neue der Vorbruch scheide, welches ein schäumigtes oben aufschwimmendes sehr niedliches Wesen ist, das der Senne abnimt, und entweder allein, oder mit andern Milchspeisen vermischt, zu seiner Nahrung braucht. Zu der übrigen im Wellkessel noch befindlichen Sirpen aber wird etwas von dem Sauertranke, oder Sauerschotten, geschüttet. Da geschicht denn wieder eine neue Scheidung der flüssigen Theile von den festen, und jene heissen Schotten, diese aber Zieger. Nach diesem kehrt der Senne wieder zu seinem Käse, nimt denselben aus der Mutten, umgiebt ihn mit einem hölzernen, oder baumrindenen Ring, bedeckt ihn mit einem groben reinen Tuche, belegt ihn weiter mit einem runden Brett, und beschwert ihn mit einem schwe-

ren Käselabestein; damit der Käse auf solche Weise nicht allein seine ordentliche Rundung und seine oben und unten flache Gestalt bekomme, sondern auch von allen wässerigten Theilen befreiet werde. Einer der vortreflichsten Käse ist der Urselerkäse, der in der Oberalp des Urselenthales gemacht wird. Er ist fett, und wird in hohe Stöcke geformt.

Der Zieger ist nach dem, was oben gesagt ist, das, was man aus der Milch erhält, wenn solche bereits den Käse und die Butter von sich gegeben hat. Die Alpbewohner verwahren ihn zur Speise auf den Winter.

Indessen, daß der Frost sie nicht entblößt berücke,
So macht des Volkes Fleiß aus Milch der Alpen Meel.
Hier wird auf strenger Glut geschiedner Zieger dicke,
Und dort gerint die Milch, und wird ein stehend Oel.
Hier preßt ein stark Gewicht den schweren Satz der Molke,

 Dort

Dort trent ein gährend Saur das Wasser
und das Fett;
Hier kocht der zweite Raub der Milch dem
armen Volke,
Dort bildt den neuen Käß ein rund geschnit=
ten Brett.
v. Haller.

Man macht auch noch den berühmten Glarnerschen Schabzieger, womit weit und breit in Europa Handel getrieben wird, wel= cher seinen Nahmen davon hat, weil er sich zu eßbarem Gebrauche schaben läßt. Viele Leute haben die Meinung, daß man allerhand gute heil= same Kräuter zu Bereitung dieses Käses brauche. Allein das ist falsch. Es ist nur ein einziges Kraut, welches zu der Absicht in den Gärten gepflanzet wird. Es ist wilder Steinklee; wohl= riechender Klee. Dieses Kraut wird, wenn es reif ist, gedörret, zu Pulver gerieben und durchgesie= bet, und auf folgende Weise zur Bereitung des Schabziegers gebraucht. Man richtet im Haupt= flecken Glarus, zu Matt, und an mehrern Orten des Landes gewisse Maschinen auf, die sie Zieger=Reiben heissen, weil damit das Zie= gerpulver mit dem Zieger wohl untermengt

und gerieben wird. Wenn die Vermischung geschehen ist, so werden die Ziegerformen nach einander angefült, wohl eingedrückt, und abgeebnet, und nachher an einen lüftigen Ort gestellet, bis zu einem gewissen Grade der Trockenheit. Selbst die Schweizer urtheilen nicht einerlei über diesen Schabzieger. Einige können ihn nicht essen, ja nicht einmal den Geruch davon leiden. Andere loben ihn, als eine delikate Kost. Scheuchzer beweiset, daß der Schabzieger eine der nutzbarsten Erfindungen des Landes sei, und nicht ohne Ursach in der Schweiz so wohl, als in vielen andern Ländern gebraucht, und selbst auf königlichen Tafeln aufgetragen wird. Der Zieger, nehmlich der weiße, schleimt sehr, giebt grobe Cruditäten, und Säure im Magen, veranlaßt Verstopfungen, und dadurch viele Krankheiten. Die Schweizer würden solche Ziegerspeisen ohne große tägliche Gefahr der Gesundheit nicht ertragen können, wenn ihnen nicht theils die Gewohnheit, theils die gesunde subtile Luft nebst dem herlichen Bergwasser zu Hülfe käme. Ob nun gleich die Bestandtheile der herlichsten würzhaften Bergkräuter in der schwei-

zer Milch stecken, und der Landkäse überhaupt weniger Schleim erzeuget, als etwa ein Holländischer; so verdienen doch die Glarner Lob, daß sie durch ein schickliches Mittel den Zieger verbessern, und dessen böse Eigenschaften durch Zusetzung eines balsamischen Krauts mässigen und verändern. Das gedörrete Schabziegerkraut führt viele subtile salzölichte Theile bei sich, die vermöge ihrer Durchdringlichkeit sich zwischen den schleimigten Theilen des Ziegers einmischen, und selbige mehr auseinander treiben, so daß auf solche Weise der grüne Käse leichter kan verdauet werden. Hierzu trägt noch das Salz das seinige bei, welches den Schleim im Magen, in den Gedärmen und im Blute auflöset. Scheuchzer behauptet, daß der Schabzieger durch die Vermischung der gewürzten Salztheilchen sich nicht nur nicht so leicht in einen Schleim verwandeln kan, sondern auch denjenigen, der würklich im Leibe vorhanden ist, auflöset. Dieser grüne Käse sei also als eine algemeine Schweizer-Arzenei anzusehen, ja als ein Theriak in vielen Zuständen des Magens, der Gedärme, und des ganzen Leibes, und vornehmlich in solchen, die von

zähen

zähen und schleimigten Flüssen und daher rüh- renden Verstopfungen entspringen. Er benimt auch alle Complexionen.

Die Alpbewohner behelfen sich nicht blos mit der Milch und Butter, dem Käse und Zieger, sondern sie bereiten auch allerhand Milchspeisen, worunter vornehmlich das Niedelbrod und die Stunkenwerne kan gezählet werden. Ersteres ist ein in heissem Milchrohm getunktes, oder gekochtes, in Schnitten zertheiltes Brod, welches einige auch mit Butter und Milch zurichten. Die Stunkenwerne aber ist ein fettes Muß, und wird gemacht aus Niedel, Mehl und Zieger. Ausserdem bereitet man aus altem Käse auch eine schmackhafte Suppe. Bei allen Mahlzeiten wird Käse aufgetragen, und gemeiniglich ohne Butter, die sehr fett und schleimend ist, genossen. Der Werth des Käses wird auch nach den Gebirgen bestimt, auf welchen er gemacht ist; daher hat er auch seine besondern Nahmen. Uebrigens findet man unter den Landleuten oft Käse von einem sehr hohen Alter; denn da man ihn an einigen Orten zu Pathengeschenken braucht, so wird er sorg-

 fältig

fältig aufbewahrt, um noch in die Hände spä-
ter Enkel zu kommen.

21.

Jetzt wird es Zeit, liebster Freund, diese Briefe zu schließen; indessen erlauben Sie mir, noch eine kleine Samlung von Bemerkungen nachzuholen, die zum Theil nicht ganz unerhebliche Gegenstände betreffen. Es sind freilich nur abgerissene Stücke, so wie ich Ihnen bisher überhaupt meine Anmerkungen mitgetheilt habe, mehr einzeln als zusammenhängend, wie sie sich selbst mir anboten, ohne eine genaue Anordnung zu beobachten. So mancherlei Gegenstände lassen sich nicht immer unter einen bestimten Gesichtspunkt und in eine methodische Ordnung zusammenfassen; und die Freiheit der Brieferzählung begünstigt das Vergnügen, das Sie vielleicht mit mir empfinden, von einer Scene zur andern umherirren zu können.

Blainville, der, wie Sie wissen, viel schwatzt, aber wenig, das zur Kentnis eines Landes diente, und noch weniger, das interessant wäre, der blos die Absicht zu haben scheint,

uns zu berichten, wann und wohin er gereiset und was ihm dabei eingefallen, dieser gute Blainville, von seinem deutschen Uebersetzer oft mit eben so lächerlichen Anmerkungen widerlegt, macht von den Zürcherinnen eine Beschreibung, die mit andern sonderbar contrastirt. Die Fremden, sagt er, grüssen sie auf den Strassen allein mit Abnehmung der Hüte, wofür sie aber nicht danken; welches uns so unhöflich vorkam, daß wir in Gefahr stunden, diesen guten Frauenzimmern das Unrecht anzuthun und sie für eben solche Wildinnen, als die Nürnbergerinnen zu halten, bis uns unser Wechsler berichtete, daß des Orts Gewohnheit ihnen nicht erlaubte, unsre Höflichkeit zu bemerken. Blainville und sein theurer Wechsler, irren beide. In Zürch lebt freilich das Frauenzimmer viel eingezogener und sitsamer, als an einigen andern Orten in der Schweiz; aber ihnen einen solchen Mangel der Lebensart zuschreiben, heißt sie nicht kennen. Und wie kan er von den Sitten einiger Personen, die ihm auf der Gasse begegnet, auf die Sitten der ganzen Stadt fort schließen? Vielmehr haben die Zürcher überhaupt den

Ruhm der Politesse. Die hiesige Art, das Frauenzimmer zu grüssen, setzt Blainville hinzu, ist, ihre rechte Hand zu fassen und sie freundlich zu drücken, ohne jedoch den Huth abzunehmen. Wer weiß, welches Mädchen Blainville bei der Hand gehabt? Unter Vertrauten und Bekanten ist wohl das Händedrücken hier eben so gewöhnlich, als anderswo; aber eine so durchgängig herschende Gewohnheit ist es nicht. Allein das Aufbehalten des Huths? Nun dis ist freilich eine eigene Sitte vieler Schweizer, wiewohl es gröstentheils auch nur von dem mitlern Stand gilt. Der Huth scheint noch manchen Schweizern ein liebes Attribut der Freiheit zu sein. Man findet in manchen Städten und besonders in Bern ganz anständige Geselschaften, worin die Männer es gar nicht für ungesittet halten, unter sich und bei dem Eintrit und der Gegenwart artiger Frauenzimmer beständig den Huth aufzubehalten, welches anfänglich einen Fremden sehr beleidigt.

Ich habe schon einmal etwas von den Sitten zu Baden angeführt, und ich setze noch dazu ein Urtheil, daß davon ein Florentiner, Pog-

Poggio, in einem Brief an Aretin fält: Nulla ſunt in orbe terrarum balnea, ad foecunditatem mulierum magis accommodata. Innumerabilis multitudo nobilium et ignobilium eo venit, non tam valetudinis, quam voluptatis cauſa; multae foeminae corporum ſimulant aegritudines, cum animo laborent. Omnibus una mens eſt, triſtitiam fugare quaerere hilaritatem. Auch Busbeck nent die Bäder zu Baden Thermas conciliatrices amorum. Allein die Vergnügungen dieſer Art ſind wohl nicht der einzige Antrieb, jene Bäder zu beſuchen; die Freiheit, ſich da nach Gefallen zu kleiden, hat auch ihren Antheil daran. In ihren Städten, wo die Geſetze herſchen, ſind die Schweizer in Anſehung ihrer Kleidung ſehr eingeſchränkt. Sobald ſie aber auswärts kommen, kleiden ſie ſich gemeiniglich mit ſo viel Pracht und Ueppigkeit, daß man glauben ſolte, ſie wolten ſich dadurch an ihrer Einſchränkung in ihrem Vaterlande rächen. Manche ſchaffen ſich für eine monatliche Reiſe nach Paris eine ganze Garderobbe von beſetzten Kleidern und andern Koſtbarkeiten des Putzes an, die ſie zu Hauſe niemals wieder

tragen

tragen können und den Würmern überlassen müssen. Der Franzose lacht über den verkleideten Mönch, der, sobald er in seine Zelle komt, wieder in seiner Kutte läuft. Wäre es nicht besser, auch auswärts in der simpeln, reinen und anständigen einheimischen Kleidung zu erscheinen und dadurch andern zu zeigen, wie sehr man die Weisheit der vaterländischen Verordnungen erkenne?

Wenn Prinzen, Gesandte oder andere hohe Personen durch ansehnliche Städte der Schweiz reisen, so pflegt man sie auf eine förmliche Art zu bewilkommen. Man schickt zu ihnen ein angesehenes Mitglied aus dem Rath, das, von Gerichtsdienern begleitet, im Nahmen des Standes das Compliment abstattet und dabei ein Geschenk von einigen Flaschen einheimischen und zuweilen auch ausländischen feinen Wein überreicht. Sogar wird dies beobachtet in manchen kleinen Städten und selbst in einigen Dörfern, wo reiche Bauern wohnen, die alsdann auch wohl zu dem Wein noch einen guten vieljährigen Käß hinzufügen. Der Wein wird der Ehrenwein genant und

die

die gutherzigen Schweizer suchen dazu die beste Sorte aus.

Die schweizer Weine sind, wie man leicht denken kan, von sehr verschiedener Art und von verschiedenem Werth. Dis komt theils von der Lage der Gegenden, theils auch von der größern oder geringern Aufmerksamkeit her, die man auf den Anbau des Weins verwendet. Der Neuschateller rother Wein wird nach einigen Jahren so gut, daß man ihn für Burgunder trinken kan; der Ryfwein oder Vin de la Cote, eine Sorte weisser Wein, ist zuweilen so schön, daß er alten Rheinwein mit Recht verdrängen kan. Vertrügen die schweizer Weine das Verfahren, so würde man davon einen vortheilhaften Absatz nach Deutschland liefern können. In vielen Städten hat man die weise Einrichtung, daß von der Obrigkeit bestelte und beeidigte Personen den Wein, ehe er verkauft werden darf, untersuchen und taxiren müssen; daher weiß man hier auch nichts von den betrügerischen und schädlichen Künsten, den Wein zu versetzen und zu verfälschen. Es ist mir noch immer unbegreiflich, wie die Policey in unsern meisten deutschen

Städten

Städten, und besonders in großen Handelsplätzen, in Ansehung der Weinschenken eine so unverantwortliche Nachläßigkeit bezeigen kan. Ungeahndet und ungehindert üben diese Leute ihre Künste auf Kosten der Gesundheit und des Vermögens eines ganzen Publikums, die Weine nachzumachen, zu vermischen, zu verfälschen und anstat eines wohlthätigen Getränkes Gift zu verkaufen, das vom Vater bis zum Enkel würket und ganze Geschlechter von siechen Personen hervorbringt. — In manchen felsigten Revieren würde der schweizer Landmann gar nichts bauen können, wenn er keine Reben hätte. Einige Gegenden, z. B. Uri, und besonders in der Nachbarschaft der Gletscher, verstatten gar keinen Weinbau. Man hat bemerket, daß nicht nur der häufige Wein in der Schweiz die Unmäßigkeit in dem Genus dieses Getränkes befördert, sondern daß auch der Weinbau hie und da viel gutes Land entzieht, das zum Getraidebau brauchbar wäre. Einige Cantons haben daher auf Mittel gedacht, den Weinbau einzuschränken. Es ist nicht zu läugnen, daß einige Gegenden in der Schweiz oft Kornmangel haben, den sie mit

vielen

vielen Kosten heben müssen. Auch weiß man, daß der Wein nicht auswärts verführt, sondern im Lande consumirt wird. Indessen werden Verbote wegen weiterer Ausbreitung der Weinkultur doch manche Schwierigkeiten finden, indem bey dem Weinbau in verschiedenen Gegenden mehr Privatvortheil abzusehen ist, und viele ansehnliche Eigenthümer sich nicht vorschreiben lassen, wie sie ihr Land nützen sollen.

Zur Vorbereitung der vornehmen Jugend zu den Geschäften des Staats gehört unter andern ein Institut in Bern, das ich nicht übergehen kan. Dis ist der sogenante äussere Stand. Er begreift eine Versamlung von jungen Patriciern und Bürgerssöhnen, die unter sich einen Schattenstaat errichtet haben, worin idealische Aemter bekleidet und nachgeahmte Geschäfte in einem eigenen Hause besorgt werden. Eigentlich ist es eine Nachahmung des innern Standes oder der aristokratischen Regierungsverfassung von Bern. Sie haben unter sich Schultheißen, Senatoren, Pfenner, Landvoigte, u. s. w. gewisse Geschäfte, worüber sie Berathschlagungen halten,

Ent=

Entscheidungen geben, und dergleichen mehr. Alles aber ist blos Schattenwerk, und hat keinen offenbaren Einfluß in den Staat. Der Endzweck dieses Instituts ist, Jünglinge, die künftig in die Regierung treten wollen, mit der Form der Staatsgeschäfte bekant zu machen und sie in eine vorläufige Uebung zu setzen. Von dieser Seite betrachtet ist es allemal eine nützliche und rühmliche Veranstaltung. Sie halten in einem sehr schönen neuen Hause auch öffentliche Reden, worin oft freilich viel vom Patriotismus gestammelt, inzwischen doch auch zuweilen manche gute Materie vorgetragen und mit Freimüthigkeit ausgeführt wird. Das allegorische Denkzeichen dieses Standes ist etwas sonderbar; es stelt einen Affen vor, der auf einem Krebse reitet, und ist an dem Frontispice des Gebäudes in Stein abgebildet. Dieser Affe gefält freilich den jungen Herren nicht sehr und sie haben bei der Regierung um ein schicklicheres Denkzeichen angesucht; diese aber findet es noch immer gut, ihnen ihren Affen zu lassen. Sie haben auch eine Denkmünze, die auf der einen Seite die erwähnte Vorstellung hat und zwar auf einem kleinen

Schilde,

Schilde, der auf einem Globo coelesti gehef-
tet ist, über dem Schilde steht der Bär des
Cantons, auf welchen, da er auch ein Him-
melszeichen ist, die beigefügten Worte zielen:
hoc sidere gaudet; auf der andern Seite der
Münze erblickt man im Meer segelnde Schiffe,
mit der Umschrift: dexterae gubernationis
spes. Wenn der innere Stand am Ostermon-
tag einen der beiden Consuls oder Schultheißen
mit vieler Feierlichkeit zum Regierenden für
das Jahr erhebt, so hat auch der äussere Stand
seine Festivitäten. Er zieht öffentlich mit
Musik auf; die Mitglieder gehen paarweise;
vor ihnen geht ein Harlequin, ein Affe, ein
in Bärenhaut verkleideter Mensch, ein anderer
mit einen Bogen, der Wilhelm Tell vorstelt,
neben welchem sein kleiner Sohn von einen an-
dern auf dem Arm getragen wird, 13 große
starke Schweizer in der alten Tracht ihrer Vor-
fahren und in der Farbe, welche die 13 Can-
tons, die dadurch vorgestelt werden sollen, in
ihren Wapen haben; ein Aufzug, der zum
Theil viel lächerliches hat, lustig zu schauen für
den gemeinen Haufen und für die Kinder, die
sich sehr auf diesen Tag freuen mögen. Darauf

hält nach volbrachten Wundern dieses Tages der äussere Stand zu seiner Erquickung einen solennen Schmauß, wodurch der gar zierliche Fond von Schulden, den er schon gelegt hat und den doch wohl zulezt die Regierung bezahlen mus, nicht wenig zunimmt. Man wil seit einiger Zeit bemerken, daß die jungen Herren in dieser Schattenrepublik (worunter viele schon verheirathet sind) anfangen, zu freimüthig zu werden und sich in ihren öffentlichen Reden zu viel Anspielungen auf gewisse Vorfälle und Beurtheilung der Regierungsmaximen ihrer Väter zu erlauben. Das läßt sich nun wohl nicht anders denken. Aber es scheint doch, daß die Regierung solche kleine Ausbrüche des republikanischen Geistes, die ganz ohne nachtheilige Folgen sind, zuweilen zu hoch und für mehr nimt, als was sie sind.

So ganz frei ist das denken wohl nicht in der Schweiz; wenigstens nicht in einigen Cantons, wo man manche Wahrheit, die in einem monarchischen Staat zu sagen erlaubt ist, nicht hören lassen darf. Der junge Herr von Haller hatte gezweifelt, ob die Geschichte von Tell so wahr sei, als man sie gewöhnlich erzählt;

zählt; sogleich bliesen darüber einige Cantons lerm und verdamten ihn als einen Ketzer. Ein fremder Gelehrter, sagt Herr Zimmermann in seinem vortreflichen Werke vom Nationalstolz, kam vor einigen Jahren nach der Schweiz, um sich in einem Lande niederzulassen, wo man frei denken dürfe; er blieb zehn Tage in Zürch und gieng nach Portugal. „Unser Nichtdenken, sagt er an einem andern Orte, fält doch mehrentheils in iene fromme und andächtige Zeiten, in welchen man in der Stadt Bern zwar das erste öffentliche Hurenhaus gestiftet; aber zugleich auch auf patriotisches Anrathen des apostolischen Doctors und Stadtschreibers der Republik Bern, Thürings Frickart, die im Jahr 1479 unserm Canton sehr schädliche Raupen durch eine gesetzmässige Notification vor die geistliche Gerichtsbarkeit des Bischofs von Lausanne lud, der sodann nebst seinen übrigen geistlichen Vätern nach angehörter Klag und Antwort, Replik und Duplik, diese Raupen im Namen der heiligen Dreieinigkeit verfluchte.„ Das Factum ist wahr. Vor einigen Jahren hielt ein junger Berner, Herr Walther, ein denkender Kopf, in der Ver-

samlung des äussern Standes eine Rede, die gedruckt werden solte und es auch verdiente. Weil er aber zur Erläuterung verschiedener Punkte einige historische Noten gemacht hatte, die ausser der von Herrn Zimmermann erzählten Begebenheit noch einige ähnliche eben so wahre aus den ältern Zeiten betrafen; so ward es ihm versagt, das drucken zu lassen, was man mit Beifal angehört hatte. Leicht liesse sich noch eine Menge von ähnlichen Beispielen anführen.

Die Art, wie sich die Einwohner des Cantons Bern kleiden, ist schon angezeigt; auch ist gesagt, daß die übrigen Cantons in ihrer Tracht sehr verschieden sind. Dis leztere verdient noch eine kurze Erläuterung. Mit so vielem Geschmack sich die Damen in Solothurn, Bern, Lausanne und Genf kleiden; so abscheulich ist ihre Tracht in Basel. Einförmig und nach einem uralten Zuschnit gehen die artigsten Mädchen gekleidet; ohne Frisur; das schönste Haar ist unter eine silberne oder goldene Haube hingestreift, die sehr klein ist und der Müze eines katholischen Priesters ähnlich sieht. Die Tracht in Freyburg ist eben

nicht weit von der Baseler unterschieden; aber doch noch etwas besser. Auch die Kleidung des weiblichen Geschlechts von der ländlichen Classe hat ihre Abänderungen. In Basel sieht man unbedeckte Köpfe mit einem geflochtenen langen Haarzopf; eben dieses nimt man auch im Canton Solothurn wahr, nur mit dem Unterschied, daß man hier, so wie auch in Freyburg, kleine artige Strohhüthe trägt. In Baden erblickt man sehr seltsame breite Hauben; von Roche bis Aigle sehr große Stroh-hüthe mit gethürmten Kipsen. Man hat den Berner Damen den Vorwurf gemacht, daß sie, gleich den schönen Türkinnen, ihr Gesicht den profanen Blicken der Mannspersonen durch einen Schleier entziehen. So viel ich gesehen, wird der Schleier, meistentheils vom weissen Flohr, nur im Sommer angelegt. Die Vortheile, die eine Dame davon wider die Sonne, die Luft und das fliegende Ungeziefer gewint, wären schon Empfehlungen genug, wenn nicht die Liebe, zu gefallen, noch eine höhere hinzusetzte. Jede weiß, daß ein schönes Gesicht, dergleichen es in Bern so viele gibt, unter dem Flohr noch reitzender scheint; die halb ver-

deckte Schönheit bricht so lieblich hervor, wie das Morgenlicht eines Maytages durch einen leichten Nebel; und die angenehme Ungeduld, näher zu sehen, ist mehr werth, als ein freier Anblick, der auf einmal sättigt. Die bescheidenen Damen verdienen durch diesen kleinen Kunstgrif zu gewinnen. Vielleicht wäre der Schleier auch an andern Orten und zu einem andern Endzwecke brauchbar; der Flohr müste dann etwas dichter sein, um uns einen Anblick und eine Empfindung zu ersparen, die wir nicht gar zu gerne haben.

Um Ihnen aber doch einiger maassen begreiflich zu machen, was für Wörter zuweilen aus einem schönen Munde unter dem Schleier hervortönen, so wil ich einige davon hersetzen. Ich sage, daß sie zuweilen nur gehört werden. Denn Personen von Erziehung fühlen die Rauhigkeit ihrer deutschen Mundart, und sprechen lieber französisch, besonders mit einem Deutschen, von dem sie wissen, daß er seine Sprache versteht.

Losen,

Losen, hören.
Lugen, sehen.
Schmecken, riechen, wie auch in der eigentlichen Bedeutung.
Grifen, fühlen.
Frueli, Frau.
Hamme, Schinken.
Siß, schön, sanft, angenehm, z. B. süß Wetter.
Priegen, weinen.
Abbrecher, Lichtscheere
Epper, jemand.
Schlåecht, schlecht.
Lichten, klingeln.
Zimmes, Mittag.
Z'Obe, Abends.
Eppis, etwas.
Parelleli, Apricosen.
Meer-Trübli, Rosinen.
Rösli, Pferd.
Götti, Gevatter.
Götte, Gevatterin.
Plunder, Leinen.
Naselumpe, Schnupftuch, auch wenn es ein neues, reines, seidenes ist.
Komeli, bequemlich.
Trümlick, schwindlicht.

Knicken, betrügen.
å Mah, ein Mann.
Ancke, Butter.
Ranf, Brodrinde.
Staachel, Stahl.
Balge, keifen, schmählen.
Go lo, gehen lassen.
Kang, gehe.
Totsch, unvorsichtig.
Niedle, Rohm oder Sane.
Gar zierlich Gesicht, angenehme Aussicht in die Landschaft.
Hettir eppen epper eppis to? hat dir etwa jemand etwas gethan?
Jo, ja.
Bitzelechtig, sauer.
Kåfer Müs, Zuckererbsen.
Suntik, Sontag.
Måntik, Montag.
Ziestik, Dienstag.
Mitwuche, Mittewochen.
Donstik, Donnerstag.
Fritik, Freitag.
Samstik, Sonnabend.

Bei einem solchen sogenanten Deutschen ist es gar kein Wunder, wenn man bei einer richtig deutschen Anrede zur Antwort erhält: Bi Gott! Herr, i verstah nüt Welsch. Denn Welsch bedeutet Französisch. Man könte dieses kleine Handlexicon noch unendlich vermehren; indessen mag dis jeder anderer Reisende selbst zu seinem Vergnügen thun. Diese Beschäftigung wird nicht ganz unnütze seyn; man wird viele und mannigfaltige Abänderungen der Dialecte in den verschiedenen Cantons, besonders in Absicht auf die mehr oder weniger rauhe Aussprache, aber auch zugleich manche alte nachdrückliche Wörter wieder antreffen, die zwar unter uns erloschen sind, jedoch ihren Untergang nicht verdienen. Die Diminutiva sind den Schweizern insonderheit werth; man hört sie überal, z. B. Brünli, Hügeli, Knäbli und tausend dergleichen; aber sie werden mehr anstat der gewöhnlichen männlichern Wörter, als aus Spott oder Zärtlichkeit und Delicatesse gebraucht. Wie eine ganze Rede von so vielen unverständlichen Wörtern klingen mus, könte man sich leicht vorstellen, wenn es möglich wäre, sich auch von der rauhen Gurgel,

aus welcher sie oft dahertönen, einen Begrif zu machen, ohne sie selbst gehört zu haben.

Die Landwirthschaft der Schweizer ist bekant und schon berührt. Noch verdient es angemerkt zu werden, daß der Socrate rustique von Herr Hirzel in Zürch die Abbildung eines nachahmungswürdigen Landmanns ist, der würklich existirt. Dieser Herr Hirzel ist eben der, welcher die erste Veranlassung zur Stiftung der Geselschaft zu Schinznach gegeben, die daselbst aljährlich zusammen komt. Sie besteht aus Mitgliedern von allen Cantons; und ihre Zusammenkünfte haben zur Absicht, nicht nur die Eintracht und Freundschaft der Bundesgenossen zu unterhalten, sondern einander auch nützliche Vorschläge, besonders die Landöconomie betreffend, mitzutheilen. Der Prinz Ludewig von Würtenberg, der sich vor einigen Jahren als ein wahrer Philosoph und als ein algemeiner Wohlthäter seiner Gegend auf einem Landhause bei Lausanne aufhielt, wohnte der Zusammenkunft zu Schinznach bei. Ein vortreflicher Landmann in der Nachbarschaft war ihm und der Geselschaft durch seine Einsichten, seinen Fleiß und seine löbliche Haushaltung be-

kant. Der Prinz schickte dem edlen Bauer seine Kutsche, um ihn zu der Geselschaft zu holen; er selbst gieng ihm entgegen, als er ankam, und stelte ihn vor. Man erwartete ungeduldig, was der Prinz ferner mit ihm anfangen würde. Als man sich bald darauf zur Tafel sezte, nahm er seinen Gast bei der Hand, führte ihn durch die große Geselschaft fort und ließ ihn neben sich sitzen. Während der Tafel bewies der Prinz dem Bauer eine vorzügliche Achtung, und dieser wuste die Geselschaft durch seine reifen Urtheile, die von seinem ehrwürdigen Ansehen ein neues Gewicht bekamen, auf eine ausserordentliche Weise zu unterhalten. Gewis die Fürsten würden durch mehr ähnliche Beispiele viel Gutes stiften, viel nützliche Nacheiferung erwecken, wenn sie nur wolten, wenn sie durch Vorurtheile und den Nebel der äussern Grösse hindurchdrüngen, um das Verdienst in der Hütte und am Pfluge zu erkennen. —

Ich habe schon einmal berührt, daß die Bildhauerkunst bei weiten nicht den Fortgang in der Schweiz gehabt, als die Malerkunst. Wie viel in dieser Kunst geleistet ist, kan man am

besten

besten aus Füeßlins Geschichte der besten Künstler in der Schweiz erkennen. Indessen befindet sich nicht weit von Bern in der Kirche zu Hindelbank ein trefliches Werk der Bildhauerkunst, das ich unmöglich ganz mit Stillschweigen übergehen kan, da ich es etlichemal mit Bewunderung betrachtet habe und viele Fremde zu demselben eine kleine Lustreise machen. Auch ist dieses Meisterstück noch nicht bei uns so bekant, als es zu sein verdient. Es bestehet nehmlich in einem Grabmal in Stein, das ein Schwede, Nahmens Nahl, verfertigt hat, und worunter eine in ihrem ersten Wochenbette gestorbene Gattin des Pfarrers zu Hindelbank ruhet. Der Künstler hatte viele Achtung gegen sie und setzte ihr das Denkmal zum Beweiß seines Schmerzes, und nicht aus Eigennutz. Sie war eine Person, die Tugend mit ihrer Schönheit vereinigte. Sie starb am ersten Ostermorgen. Dieser Umstand gab dem Künstler die Idee, die Verstorbene in dem Moment einer Wiederauferstehenden vorzustellen. Der Stein, der das erhabene Grab bedeckt, ist zerborsten und wird von der Bemühung, die der wieder belebt werdende Körper gegen denselben

selben anwendet, in die Höhe und von einander gehoben. Durch den Riß sieht man die Wiederaufstehende, die ihr Kind im Arme hält, das ebenfals wie die Mutter emporstrebt. Man kan sich nichts Feierlicheres und Rührenderes denken, als in dieser ganzen Vorstellung liegt. Das unschuldige Kind, in den Armen seiner Mutter, mit welcher es gestorben, mit welcher es wieder erwacht; der Ausdruck der Freude und Hofnung in dem Gesicht der Mutter, daß mit der größten Aehnlichkeit und mit einer meisterhaften Kunst gebildet ist; ihr Bestreben, die Decke des Grabes wegzuheben; die Grösse der Ideen, die dadurch bei dem Zuschauer erwachen und das Interesse, das ein ieder Mensch daran hat — alles dieses vereinigt sich, die Seele in die lebhafteste Bewegung zu setzen. Diese wird nicht wenig durch eine Aufschrift vom Herrn von Haller unterhalten, die auf dem Stein eingegraben ist.

Horch! die Trompete schalt, ihr Klang dringt durch das Grab;
Wach auf, mein Schmerzenssohn, wirf deine Hülsen ab,

Dein

Dein Heiland ruft dir zu; vor ihm flieht
Tod und Zeit,
Und in ein ewig Heil verschwindet alles
Leid.

Auch Herr Wieland hat dieses Werk, von dem er sagt, daß es nicht blos das Meisterstück des Künstlers, sondern der Triumph der Bildhauerkunst sei, in seinem Gedicht über die Natur oder die volkommenste Welt gepriesen.

Seht, wie vom Donnerton des Weltgerichts
erweckt,
Durch den zerrißnen Fels, der dieses Wunder
deckt,
Die schönste Mutter sich aus ihrem Staub
erhebet,
Wie den verklärten Arm Unsterblichkeit
belebet!
Wie bebt von seinem Stoß der leichte Stein
zurück!
Wie glänzt die Seligkeit schon ganz in ihrem
Blick!
Ihr triumphirend Aug, im heiligen Ent-
zücken,

Scheint

Scheint den enthüllten Glanz des Himmels zu erblicken;
Der Seraphinen Lied rührt schon ihr lauschend Ohr;
Ein junger Engel schwebt an ihrer Brust empor
Und dankt ihr iezt zuerst sein theurerkauftes Leben.
Der Wandrer siehts erstaunt und fromme Thränen beben
Aus dem entzückten Aug: er siehts und wird ein Christ,
Und fühlt mit heilgem Schaur, daß er unsterblich ist.

Wie sehr verdiente nicht das angezeigte Werk, das nur im schlechten Stein gearbeitet ist, von Marmor zu sein. Weit edler wäre es, den schönsten Marmor zu Arbeiten dieser Art, als zu blossen Hausgeräth, anzuwenden. Man hat vom Marmor verschiedene Arten in der Schweiz. Der von Oberhaßli hat eine klumpenartige Zusammensetzung aus mancherlei Farben, wovon die Grundfarbe röthlich ist, bald mehr, bald weniger. Ein anderer ist durch

durch und durch purpurröthlich mit schwärzlichen Flecken. Man findet einen andern, der weislich ist, mit röthlichen sehr kleinen Flecken, und in den Rissen sieht man grünliche und gelbe Materien. Auch hat man ganz weissen Marmor. Der im Grindelwalde hat eine bleichrothe Grundfarbe mit einigen grünen Flecken und vielen zarten Rissen, worin sich eine grünliche Materie zeigt. Der Marmor von Büren ist höher oder blasser gelblich mit häufig eingesprengten dunklern rostfarbenen Flecken. In Belpberg findet man ihn schwarz mit weissen Flecken und Adern. Diese und noch einige andere Arten von Marmor werden an verschiedenen Orten in der Schweiz verarbeitet. Vornehmlich geschiehet dis zu Bern, wo man sie in einer an der Aare gelegenen Mühle säget oder schneidet, worauf sie in der Funkischen Werkstätte ins Feinere verarbeitet und sodann nach Frankreich, England, Deutschland und selbst nach Rußland verschickt werden.

Endlich mus ich doch wohl noch ein paar Worte von dem berühmten Rheinfall bei Schafhausen sagen, einer Scene, die so viel

Erha-

Erhabenes hat, daß viele Fremde dahin eine besondere Reise unternehmen. Zerstreute Felsen machen auf einmal das Beet des ohnehin schnellen und fortreissenden Rheins enge und zertheilen seine schäumenden Fluthen. Diese Felsen machen unten an dem gegen über liegenden Laufen eine schroffe Wand aus, die von den meisten Schriftstellern ungefähr auf etliche 60 Fuß hoch geschäzt wird. Diese feste Wand wird von 3 oder 4 sonderbar gestalteten Felsen bethürmet; und zwischen denselben stürzet sich, mit einigen Wasserbächen durchschlängelt, der in lauter Schaum verwandelte Strom mit einem fürchterlichen Getöse in die Tiefe hinunter, woraus er plözlich wieder in die Höhe aufbrauset und sich in wilden Wellen wälzt. Von ihnen steigt ein großer Dunst empor; daher sind auch in dieser ganzen Gegend viel Nebel und Regen. Wenn man diesen Stromfall von der Zürcher Seite am Schlosse Laufen betrachtet, so erscheint er noch weit prächtiger, weil man ihn von unten und in der Nähe von einigen Schritten beschauen kan. Ein angenehmer Schauer nimt die Seele des Zuschauers bei dem Anblick dieser Scene ein,

wo

wo das Auge, das Ohr und die Einbildungskraft zugleich beschäftigt wird. Es ist kein Wunder, daß der berühmte Watelet, um diesen Wasserfall abzubilden, eine eigene Reise dahin gemacht. Ausserdem haben viele geschickte Maler, als Meyer, Schütz, Wüst und andere, diesen majestätischen Fall nach der Natur abgebildet. Am besten aber ist es Schalch, einem denkwürdigen Maler von Schafhausen, geglückt, die Schönheit des Rheinfalls getreu auf die Leinewand zu bringen und die würkliche Natur in verschiedenen Situationen zu malen. Beim Wagner und Scheuchzer findet man Kupferstiche, die durch bessere verdrängt werden solten. Der Herr von Haller ist uns eine Schilderung dieses merkwürdigen Auftrits der Natur schuldig geblieben.

22.

Mit allen den Empfindungen, welche die Trennung von einem geliebten Gegenstande erweckt, scheide ich iezt, mein werthester Freund, von Ihnen und von der Schweiz, die

Sie mit mir schätzen. Ruhen Sie nun, wenn ich Sie ermüdet habe. Zur Erquickung gebe ich Ihnen, indem ich Sie verlasse, noch einige poetische Gemälde unsers geliebten Landes, die Sie nicht ohne Vergnügen hier wieder finden werden. Versetzen Sie sich noch einmal nach den Eisgebirgen.

Cuncta gelu canaque aeternum grandine tecta
Atque aevi glaciem cohibent: riget ardua montis
Aetherei facies, surgentique obvia Phoebo
Duratas nescit flammis mollire pruinas.
Quantum Tartareus regni pollentis hiatus
Ad manes imos atque atrae stagna paludis
A supera tellure patet: tam longa per auras
Erigitur tellus et coelum intercipit umbra.
Nullum ver usquam nullique aestatis honores.
Sola jugis habitat diris sedesque tuetur

Per-

Perpetuas deformis hyems; illa undique nubes
Huc atras agit et mixtos cum grandine nimbos.
Jam cuncti flatus ventique furentia regna
Alpina posuere domo, caligat in altis
Obtuitus saxis, abeuntque in nubila montes.

Sil. Ital.

Si vero, Helvetiae quae sit natura, requiris,
Conditio est duplex, terrae natura biformis.
Namque ubi ad Italiam vergit solemque calentem,
Montana est, sed enim ridenti fertilis arvo,
Fontibus irrigua, et florentibus optima pratis,
Lucis et sylvis, pecori gratissima tellus.
Sed contra Boream casumque ortumque astrorum

Plana jacet campis foecundoque utilis agro,
Frumenti vinique ferax et divite rure,
Collibus apricis, quos pampinus ornat et uva.
Quid liquidos referam fontes, rivosque loquaces,
Muscosque amnes de viva rupe cadentes,
Caeruleos latices? o! Murmura grata colonis,
O! requies, o! lenimen praedulce laborum!

Glareanus.

Die Poesie dieses schweizer Dichters aus dem 15ten Jahrhundert mag Ihnen weniger gefallen, als ein Gemälde von der Art aus dem Virgil; aber man fühlt doch die Annehmlichkeit der Scenen, die er beschreibt, und die gegen die rauhe Seite der Alpen so sehr kontrastiren. Der englische Dichter Akinside hat in seinem Gedicht über die Ergözun-

gößungen der Einbildungskraft die Alpen nicht vergessen; aber noch schöner hat sie sein Landsmann, Keate, vor einigen Jahren in seiner Schilderung von Ferney, Voltairens Tusculan, beschrieben. Nur diese reitzende Stelle vom Pais de Vaud:

Hier erfült die schöne Natur das bewundernde Auge mit allen Reitzungen der ungekünstelten Veränderung. Hier fält das zur Erndte reife Korn wellenweise über einander, oder purpurfarbene Weinberge glühen in der Ferne, oder Gebirge glänzen weiß von einem ewigen Schnee. Jähe und weit entfernte Klippen erheben ihre umwölkten melancholischen Spitzen, oder Felsen gleich Säulen steigen gen Himmel; eine angenehme Kühlung übergiesset die Thäler und verbreitet sich weit über die umherliegenden Wälder. Hell scheinen die Ströme in der Ferne, die große Ueberschwemmungen drohen. Hier ruhet das friedfertige Gewässer

des

des Oceans, dort brausen reissende Ströme um die Wette. Unzähliche Landhütten erheben sich an einer jeden Seite, die Wohnungen froher Weisheit und nicht des Stolzes. Kein Fleck Landes ist unbebauet; denn der dankbare Erdboden kan mit reichem Wucher die saure Arbeit belohnen. Zufriedenheit und Ruhe haben hier ihre glücklichen Wohnungen aufgeschlagen, und die Freiheit bewohnt im Stillen die Ebenen.



Dessau,
Gedruckt bey H. Heybruch, Hochfürstl. Hof- und Regierungs-Buchdrucker.

